



Die Schwarze Zitadelle

S u s a n n e G e r d o m



Zu diesem Buch – Die Fortsetzung von „Anidas Prophezeiung“

Laut einer Prophezeiung ist Adina die wahre Hüterin eines magischen Steins: Ter'briach, das Herz der Erde. Noch bewahren die Baumwesen Grennach das mächtige Artefakt auf und nicht alle wollen es dem jungen und eigenwilligen Mädchen anvertrauen. Doch die Weiße Hexe Ylenia ist davon überzeugt, dass Adina den Stein erhalten muss, da sie und ihre Zwillingschwester Anida schon drei der vier Steine besitzen. Nur wenn alle Herzen vereint sind, kann die verloren gegangene Harmonie zwischen den Völkern wiedergefunden werden, die die Welt zu zerstören droht. Eines Tages stößt Adina auf eine geheimnisvolle Gestalt, deren Auftauchen bei den Grennach für viel Wirbel sorgt. Es ist Jinqx, auch »Sturmkrähe« genannt, und sie ist gekommen, um den Stein der Erde an seine Hüterin weiterzureichen.

Währenddessen macht sich Anida gemeinsam mit dem zwielichtigen Marten auf die Suche nach ihrem verschollenen Bruder. Ihr Ziel ist die Schwarze Zitadelle, ein dunkler Ort, an dem Wirklichkeit und Schein ineinander übergehen. Dort findet Anida einen seltsam veränderten Bruder vor. Und alles scheint verloren, als sie erkennt, wer sich hinter dem Magier der Zitadelle verbirgt.

Die Autorin

Susanne Gerdomb lebt, wohnt und arbeitet im Familienverband mit vier Katzen und zwei Menschen in einer kleinen Stadt am Niederrhein.

Sie schreibt Fantasy für Jugendliche und Erwachsene für die Verlage Piper, ArsEdition und Ueberreuter. Man findet sie dort auch unter den Pseudonymen Frances G. Hill und Julian Frost.

DIE SCHWARZE ZITADELLE

Susanne Gerdom

Band 2 der Anida-Trilogie

~ 1 ~

Die Reise in den Norden dieses seltsamen Landes war nicht ganz so anstrengend, wie ich zuerst befürchtet hatte. Gut, mir tat ordentlich der Hintern weh von dem ungewohnten Sattel, aber die Frau, die meine Tante war, hatte sich von der MediTec ihres Ordens in weiser Voraussicht eine Salbe mitgeben lassen, die sowohl Dix als auch mir Linderung für unsere wund gerittenen Körperteile verschaffte.

Zu Anfang fühlte ich mich schrecklich einsam. Dix hielt sich ständig in der Nähe der rothaarigen Zwergenfrau Mellis auf und schäkerte mit ihr herum, und Tallis war in Gedanken versunken und kaum ansprechbar. Die Frau, die meine Tante war, ritt zwar an meiner Seite und bot sich stumm als Gesprächspartnerin an, aber ich hatte nicht vor, ihr diesen Gefallen zu tun. Irgendwie, auf irgendeine Weise, die ich nicht durchschauen konnte, war sie schuld daran, dass ich hier war und nicht zu Hause. Zu Hause! Im Lager? Irgendwo in der Kanalisation von Cairon City? Jedes Mal, wenn ich an diesen Punkt meiner Überlegungen kam, wurde mir übel. Ich hatte es inzwischen wohl oder übel akzeptiert – akzeptieren müssen – dass ich nicht verrückt war, sondern wirklich hier, in einer Welt, die keine der Welten des Kaiserreiches war. Es fiel mir noch immer schwer, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass in dieser Ebene der Realität so etwas wie das Kaiserreich überhaupt nicht existierte, obwohl Tallis sich jede erdenkliche Mühe gegeben hatte, mich da-

von zu überzeugen.

Manchmal liebäugelte ich noch immer mit dem Gedanken, dass ich in Wirklichkeit vollkommen durchgeknallt irgendwo auf Cairon herumhing. Oder bei irgendeinem seltsamen meditechnischen Experiment im Lager erfolgreich von meinem klaren Bewusstsein abgetrennt worden war. Seltsamerweise waren es ausgerechnet die Anwesenheit von Dix und die Selbstverständlichkeit, mit der er sich mit unserer bemerkenswerten Lage abfand, die mich hin und wieder für einen Moment davon überzeugten, dass ich durchaus bei klarem Verstand und eben nur in einer fremden Welt war.

Wobei, wenn man Tallis' Argumenten folgte, diese Welt mir eigentlich alles andere als fremd sein sollte, sondern vielmehr meine Heimat. Und ich hatte hier Familie – ich warf einen unauffälligen Blick zur Seite, auf die Frau, die meine Tante war und die meiner Großmutter so erschreckend ähnlich sah. Sie bemerkte natürlich meinen Blick und lächelte mir aufmunternd zu. Ich zwang mich dazu, zurückzulächeln. Himmel, sie hatte mir schließlich nichts getan. Im Gegenteil.

Sie nickte kurz, als hätte ich etwas zu ihr gesagt, und wandte sich im Sattel um. Ihre weiße Stute schnaubte unruhig, und sie tätschelte ihr den Hals. »Tallis«, rief sie und wartete, bis meine alte Freundin zu uns aufgeschlossen hatte. Tallis zwinkerte mir zu und sah dann Ylenia fragend an.

»Was denkst du, Nestälteste«, begann Ylenia in förmlichem Ton. »Wollen wir heute Abend noch in Tel'krinem eintreffen, oder erfordert es die Höflichkeit den Müttern gegenüber, bis zum Sonnenaufgang zu warten?«

»Die Mütter wissen, dass wir kommen«, erwiderte Tallis lächelnd. »Sie werden uns willkommen heißen, auch wenn wir erst im Nabel der Nacht bei ihnen eintreffen.«

Ich konnte mir einen erleichterten Seufzer nicht verkneifen. Endlich war die ersehnte längere Ruhepause für meine wunde Kehrseite in Sicht. Hinter uns lachten Mellis und Dix über einen Witz, den der kleine Kerl gerissen hatte. Ich war selbst erstaunt darüber, dass ich Eifersucht darüber empfand, dass die beiden sich derart gut zu verstehen schienen.

»Was erwartet uns dort?«, fragte ich, um mich von dem Schwatzen und Gelächter hinter mir abzulenken. Ylenia sah mich derart überrascht an, dass ich für einen Moment unsicher wurde. So idio-

tisch war meine Frage doch eigentlich gar nicht gewesen. Dann ging mir auf, dass ich mich zum ersten Mal an meine Tante gewandt hatte, ohne dass sie mich zuvor direkt oder indirekt dazu aufgefordert hatte. Heiliger Kometenschwanz, was war ich in der letzten Zeit für ein unleidlicher Stinkstiebel gewesen. Wenn ich darüber nachdachte, wie ich meine – hm – *Schwester* behandelt hatte, schämte ich mich nicht zu knapp. Sie konnte schwerlich dafür verantwortlich gemacht werden, dass ich den Gedanken an eine Zwillingsschwester derart unerträglich fand. Ich blickte flüchtig auf meine linke Hand hinab und auf den schmalen Silberring, der seit kurzem meinen Ringfinger zierte. Von meiner Großmutter, hatte Ida gesagt, und Ylenia hatte es bestätigt. Nun ja. So hatte ich wenigstens noch etwas mehr als nur eine Erinnerung an Großmutter. Ida hatte nicht mal das, nur den Ring.

»Was uns dort erwartet«, antwortete Ylenia sehr nachdenklich. »Kind, dir das zu erklären ...« Sie seufzte. »Tallis, wie würdest du meiner Nichte, die noch nicht einmal wirklich begriffen hat, was eine Grennach ist, das Große Nest erklären?«

Tallis lachte, wobei ihre schwarzen Augen beinahe in den vergnügten Falten ihres Gesichtes verschwanden. »Du unterschätzt Eddy wirklich«, sagte sie fröhlich. »Sie mag vielleicht nicht wissen, wer die Grennach sind, aber sie war mit mehr Vertreterinnen nichtmenschlicher Rassen befreundet, als du je in deinem Leben kennen gelernt hast. Sie wird auch das Große Nest akzeptieren als das, was es ist, da bin ich sicher.« Sie zwinkerte mir zu, und ich nickte etwas verkniffen zurück. Der unausgesprochene Tadel in Ylenias Worten hatte mich getroffen.

»Das Große Nest ist die älteste Siedlung meines Volkes auf dieser Welt«, begann Tallis zu erklären. »Von hier aus wurden die anderen, die Töchter-Nester gegründet. Tel'krinem ist das eine, das wahrhafte Nest der Mütter, erbaut in den schützenden Armen des ältesten Lebewesens dieser Welt.«

Von hinten kam ein zwitschernder und unverständlicher Kommentar der rothaarigen Grennach, den Tallis mit einem Schnauben quittierte. »Frecher Nestling«, sagte sie mit einem Naserümpfen. »Ich wusste, dass wir einen Fehler gemacht haben, dir zu erlauben, dich diesen ungehobelten Riesinnen anzuschließen.«

»Erlaubt!«, erklang es empört von hinten. »Was heißt hier erlaubt, Mutter? Ich habe die Älteste nur der Form wegen gefragt

und weil ich gut erzogen bin. Aber ich bin eine Gildenfrau, und du hast mir jetzt nicht mehr das Geringste zu sagen, verehrte Mutter und Nestälteste!»

Tallis spuckte eine scharf klingende Antwort aus, aber ich konnte das Lächeln sehen, das sie vor ihrer Tochter verbarg. Sie schien äußerst stolz auf die temperamentvolle kleine Grennach zu sein. Plötzlich fühlte ich mich wohl in der Gesellschaft dieser seltsamen Frauen. Ich hätte es wahrhaftig schlechter treffen können, als hier in dieser wilden, unzivilisierten Welt gelandet zu sein. Solange sie mich nicht dazu zwangen, tote Tiere zu essen ...

Wir ritten jetzt schon den dritten Tag durch diesen nicht enden wollenden Wald. Ich konnte beim besten Willen keine Bäume mehr sehen. Niemals hätte ich gedacht, dass ich mich derart nach dem Anblick einer großen Wasserfläche oder einer hübschen, baumlosen Wüste sehnen könnte.

Der Abend sank nieder – zumindest nahm ich das an, denn das grüne Dämmerlicht, durch das wir nun schon seit Tagen ritten, fing an, sich mehr und mehr zu verdüstern. Ich fühlte mich wie bei einem Spazierritt unter Wasser.

Hinter mir stieß Mellis plötzlich einen schrillen Ruf aus und ließ ihre Eselin an uns vorbeikantern. Chloe steckte alarmiert ihren Kopf aus meinem Kragen und blickte sich wachsam um. Außer uns beiden schien niemand das Verhalten der kleinen Frau bemerkenswert zu finden. Ich blickte zu Tallis hinüber, die sich mit einem versonnenen Lächeln umsah. Der Ritt schien die alte Frau angestrengt zu haben. Sie sah erschöpft aus, aber ihre dunklen Augen funkelten vor Freude.

Wir folgten Mellis um die Biegung des schmalen Pfades und gelangten auf eine große Lichtung, in deren Mitte der größte Baum stand, den ich je in meinem Leben gesehen hatte, und das waren allein seit unserem Aufbruch sicher einige Millionen gewesen. Ich verstand noch nie viel von Botanik, deshalb konnte ich nicht sagen, um was für eine Art von Baum es sich handelte, aber es war ein riesiges, uraltes Ding, mit einem rissigen, vernarbten Stamm, der den Durchmesser eines Häuserblocks hatte. Seine Krone überspannte die gesamte Lichtung, die mächtigen Äste reckten sich weit hinaus, und seine Wurzeln zogen sich wie hohe dunkle Wälle über den bemoosten Waldboden.

Mellis' Eselin stand mit hängendem Kopf am Rande der Lich-

tung und döste. Ihre Reiterin war nirgends zu sehen. Ich sah meine Begleiterinnen fragend an. Ylenia rutschte von ihrem Schimmel und gab der schweigsamen Ordensfrau, die während der ganzen Reise unsere Nachhut gebildet hatte, eine leise Anweisung. Die nickte und stieg vom Pferd. Anscheinend waren wir am Ziel unserer Reise angekommen, auch wenn mir nicht ganz klar war, wo sich denn nun diese große Grennach-Siedlung verbarg.

Tallis stand hoch aufgerichtet da und starrte hinauf in die Baumkrone. In ihren schwarzen Augen standen Tränen. Ich stieg steifgliedrig aus dem Sattel und trat zu ihr. Sie wandte ihren Blick nicht von dem Baum, aber ihre Hand legte sich sacht um meine und drückte sie behutsam.

»Tel'krinem«, hauchte sie. »Meine Heimat, Eddy. Ich hatte gefürchtet, sie niemals mehr sehen zu dürfen.« Ich legte meinen Arm um sie und ließ um Worte verlegen meine Blicke an dem Baumriesen emporwandern. Kleine schwarze Flecken bewegten sich auf ihm wie krabbelnde kleine Käfer. Ich musste schlucken, als mein Gehirn die Größenverhältnisse ins richtige Maß zu setzen begann.

»Höllengefeuer«, flüsterte ich, legte den Kopf weit in den Nacken und folgte dem Verlauf der untersten Äste. Sie überragten mühelos die Kronen der umstehenden Bäume. Im verdämmernden Licht glaubte ich dünne Verbindungslinien zwischen ihnen und den darüber liegenden Ästen zu erkennen. Es wirkte wie der vergebliche Versuch einer gigantischen Spinne, eine stadtgroße Baumkrone in ihr Netz einzuhüllen. Und überall, in dem Netz und in den Ästen, glommen nun nach und nach winzige Lichter auf, bis der Baum geschmückt war wie ein Geburtstagskuchen.

Dix humpelte an meine Seite und stupste mich unsanft an. »Was glotzt du so?«, fragte er. »Hast du noch nie einen Baum gesehen?«

»Noch nie einen, der eine ganze Stadt ist«, erwiderte ich stauend.

Dix blickte mit zusammengekniffenen Augen zu dem Baum auf und stöhnte. »Müssen wir da etwa rauf?«

»Richtig.« Ylenia war lautlos neben uns getreten. »Es gibt Stalungen in den Wurzeln, in denen wir unsere Tiere lassen können. Kommt bitte mit.«

Wir führten unsere Pferde die verschlungenen Pfade entlang, die sich zwischen den dicken Wurzeln des gigantischen Baumes auf der Lichtung gebildet hatten. Einige dieser graugrünen, bemoosten

Ausläufer waren so dick, dass noch nicht einmal ich darüber hinwegsehen konnte. Andere bildeten natürliche Höhlungen, in denen Schafe, Kühe und kühle dunkle Vorratsräume untergebracht waren. Wir ließen unsere Tiere in einem leeren Wurzelstall und wanderten gemächlich hinüber zu dem hoch aufragenden Baum. Dort erwartete uns Mellis, die in der zwitschernden Sprache ihres Volkes mit einer stämmigen, blonden Grennach-Frau sprach. Als sie uns sah, winkte sie uns mit dem rötlich glühenden Stein, den sie in ihrer Hand hielt. Ihre blonde Begleiterin trat einen Schritt vor und neigte respektvoll ihren Kopf vor Tallis, ehe sie Ylenia und dann uns andere mit festem Handschlag begrüßte. Ich registrierte mit Befremden, dass sie Dix zwar ebenso freundlich anlächelte wie mich, ihm aber nicht ihre Hand reichte.

»Wir fühlen geehrt«, sagte sie mit einem weichen, singenden Akzent. »Freundinnen der Nestältesten sind gesegnete Gäste. Unser Nest das eurer Mütter ist.« Sie lächelte wieder und wies auf einen geflochtenen Korb, der hinter ihr am Baum hing. »Mellis sagt, ihr wahrscheinlich nicht so gerne selber klettern wollt.«

Ylenia lachte auf. »Dafür werde ich dir ewig dankbar sein, Mellis.« Sie stieg in den Weidenkorb und winkte uns, ihr zu folgen.

Die Fahrt in dem schwankenden Aufzug werde ich in diesem Leben nicht mehr vergessen. Es war inzwischen dunkel geworden, und ich war dankbar dafür. Im Hellen diesen Aufstieg zu machen – ich bin nicht ängstlich, aber es gibt Grenzen. Die Seile, an denen der Korb hochgezogen wurde, ächzten und knirschten, und das ganze, erschreckend zart wirkende Geflecht schien sich jeden Moment unter unseren Füßen in seine Bestandteile auflösen zu wollen. Dix stand neben mir, die Augen fest geschlossen, und wenn ich ihn nicht besser gekannt hätte, hätte ich gedacht, er betete.

Allein Ylenia bewahrte die Ruhe. Sie unterhielt sich gelassen mit der unerschütterlichen Ordensfrau, die zwar eine steinerne Miene bewahrte, aber von dem eisenharten Griff verraten wurde, mit dem sie sich an den Rand des Korbes klammerte.

Tallis hatte es empört abgelehnt, mit uns das schwankende Gefährt zu besteigen. »Ganz so alt bin ich noch nicht, dass ich den Aufstieg nicht mehr mit meinen eigenen Händen und Füßen schaffen könnte«, hatte sie gesagt und uns mit einem aufgebrachtten Schlag ihres Schweifes den Rücken zugekehrt. Mellis und sie hatten uns schon weit hinter sich gelassen, ehe wir auch nur den Weiden-

korb bestiegen hatten.

Als wir nach Stunden – so kam es mir jedenfalls vor – endlich auf einem der untersten Äste ankamen, waren meine Knie so weich wie Butter und mir schwindelte. Ich musste mich einen Moment lang an Ylenia festhalten und durchatmen. Wir standen auf einem bequem breiten Plateau, es bestand also kein sichtbarer Grund für meine Höhenangst, dennoch konnte ich den Gedanken daran, wo wir uns befanden, nicht sofort abschütteln.

Ylenia stützte mich unauffällig. Ich sah in der Dunkelheit ihre Zähne aufblitzen. »Du wirst dich schnell daran gewöhnen«, flüster-te sie mir ins Ohr. »Sei froh, dass es heute nicht stürmt.« Ich unterdrückte ein Stöhnen. Ein Licht näherte sich uns, und ich erkannte Mellis, die mit dem Glühstein in der Hand auf uns zukam.

»Kommt, ich habe eure Quartiere bereiten lassen«, sagte sie fröhlich und ging uns voraus über den leicht federnden Grund. Ich stampfte vorsichtig auf, aber das Holz lag fest und beruhigend unter meinen Füßen. Dix blinzelte unbehaglich, aber kam brav hinter uns her.

»Hier wirst du schlafen, Eddy«, sagte Mellis. Sie blieb vor einer geflochtenen Kugel stehen, die sich kunstvoll an einen abzweigenden Ast schmiegte. Ich blickte fragend auf ein mit einem Vorhang bedecktes Einschlupfloch.

»Da geht's rein«, bestätigte Mellis. »Ein Imbiss steht auch bereit. Schlaf gut.« Sie winkte mir zu und führte dann die anderen weiter den Ast entlang. Ich krabbelte in das kleine Nest hinein und sah mich angenehm überrascht darin um. Ein Glühstein sorgte für angenehmes warmes Licht und zeigte mir eine weich ausgepolsterte Bettkuhle und einen kniehohen Tisch mit einem zugedeckten Tablett. Mehr an Einrichtung gab es nicht, aber mir genügte es.

Erst, als ich den zweiten Bissen Brot kaute, bemerkte ich, wie müde ich war. Ich schluckte, spülte mit einer ordentlichen Mundvoll außerordentlich wohlschmeckenden Wassers nach und machte es mir in der Bettkuhle bequem. Chloe, die das Innere des kleinen Nestes gründlich inspiziert hatte, krabbelte zu mir unter die weiche Decke und schniefte befriedigt. Ihr schien es hier zu gefallen. Ich streichelte gedankenverloren ihren weichen Bauch und wickelte den kühlen, langen Schwanz um meine Finger. Niemand hatte es für nötig gehalten, mir zu zeigen, wie man einen Glühstein löscht,

aber das sanfte Licht war mir nicht unangenehm. Ich streckte mich aus und betrachtete die rundgezogene Decke meines Quartiers. Sie bestand vollständig aus dünnen Zweigen, die auf höchst kunstvolle Weise miteinander verflochten worden waren. Der Wald rauschte leise und beruhigend, und ich fühlte, wie mein Nest sich sanft wiegte.

»Ich bin nicht mehr auf Cairon, ich bin zu Hause«, sagte ich halblaut. Und mit dieser plötzlichen Erkenntnis versank ich in den ersten erholsamen Schlaf seit meiner Ankunft hier, der nicht von schweren Träumen begleitet war.

Mellis holte mich am anderen Morgen ab. Ich hatte schon eine Weile wachgelegen und die kleinen Lichtpfeile beobachtet, die sich den Weg durch das Geflecht meiner Behausung in ihr dämmeriges Inneres bahnten. Das sanfte Schwanken des Nestes, das meinen Schlaf so leicht und schwerelos gemacht hatte, war stärker geworden, und auch das lautere Rauschen des Laubes und ein beständiges, leises Knarren der kleineren Äste deuteten auf auffrischenden Wind hin.

Mellis brachte mich zu einer baumelnden Strickleiter, die weiter hinauf in die Baumkrone führte. Ich betrachtete zweifelnd die filigran wirkenden Seilstränge und die kunstvollen, allerdings wenig Vertrauen erweckend aussehenden Knoten. Mellis gluckste. »Keine Sorge, sie wird dich tragen. Das Seil ist erheblich fester, als es auf den ersten Blick wirkt.«

Ich hatte keine andere Wahl, ich musste ihr glauben, wenn ich nicht auf diesem Ast verhungern wollte. Zähneknirschend vertraute ich mich der zierlichen, schaukelnden Leiter an und kletterte an ihr empor zu dem nächsten straßenbreiten Ast, wo Mellis mich bereits erwartete. Sie war so schnell an der Leiter emporgeturnt, dass ihre Hände und Füße sie kaum zu berühren schienen.

Auf diese Weise bewältigten wir eine Unzahl von Etagen. Nach einer Weile musste ich beschämt um eine kleine Rast bitten. Mellis hockte sich bequem neben mich auf den Ast, der schon merklich dünner war als der, auf dem ich die Nacht verbracht hatte. Sie ließ eins ihrer Beine über den schwindelnden Abgrund baumeln, und ich schloss für einen Moment die Augen.

»Geht es?«, fragte sie besorgt und griff nach meinem Arm. Ich nickte und öffnete wieder die Augen.

»Ich muss mich wohl erst noch daran gewöhnen.« Es fiel mir schwer, dieser halben Portion gegenüber, die mir gerade mal bis zum Nabel reichte, meine Schwäche einzugestehen.

Sie sah mich mit ihren grünen Augen verständnisvoll an und klopfte mir kurz und fest auf die Hand. »Du hältst dich wacker. Ich habe schon Riesinnen erlebt, die sich auf halber Strecke weigerten, auch nur einen einzigen weiteren Schritt zu tun.« Sie lachte mit blitzenden Zähnen, und ich fühlte mich an Tallis erinnert. »Wir haben sie dann fesseln und hinaufziehen müssen«, fuhr sie glucksend fort.

Ich stand eilig auf. »Bitte nicht, ich gehe freiwillig weiter!« Mellis lachte laut auf und schob mich auf die nächste Strickleiter zu.

Die Äste, auf denen wir uns inzwischen bewegten, waren für mein Gefühl viel zu dünn, um mich noch tragen zu können, aber Mellis bewegte sich so sicher und gelassen auf ihnen, als seien sie breit wie ein Boulevard. Sie führte mich zu einem weiteren geflochtenen, annähernd kugelförmigen Raum ähnlich dem Nest, in dem ich die Nacht verbracht hatte, nur dass dieser einer größeren Anzahl von Menschen Platz bot.

Mellis hieß mich an einem der niedrigen Tische niederhocken und verschwand, um unser Frühstück zu holen. Ylenia winkte mir durch den Raum zu und lächelte aufmunternd. Ich nickte ihr zu und sah mich um.

»Sag mal, gibt es bei euch keine Männer oder seht ihr euch so ähnlich, dass man euch nicht auseinander halten kann?«, fragte ich Mellis, als sie zurückkehrte. Sie stellte das Tablett ab und hockte sich mit einem mitleidigen Blick auf meine langen, irgendwie unter mich gefalteten Beine neben mich.

»Du hast es hier nicht sehr bequem, tut mir leid. Wir sind nicht auf den Besuch so großer Leute eingerichtet«, sagte sie und reichte mir eine Tasse mit einer dunklen, heißen Flüssigkeit, die zart nach Schokolade roch. Ich nippte daran und stöhnte entzückt. Das Getränk schmeckte wie eine gelungene Mischung aus Kaffee und Kakao und war sowohl bitter als auch süß. Seine Wirkung war so erfrischend wie eine eiskalte Dusche und vertrieb den letzten Rest von Schläfrigkeit aus meinen Knochen.

»Unsere Männer bewohnen ihren eigenen Bereich«, beantwortete Mellis meine Frage. »Du kannst dir das alles nach dem Frühstück in Ruhe ansehen, Eddy. Ihr werdet sicher eine Weile hier bleiben.«

Tallis tauchte nicht auf, während ich frühstückte, und auch Yle-

nia verabschiedete sich kurz nach meinem Eintreten mit einem flüchtigen Winken. Aber Mellis hatte mir erklärt, dass ich mich im Großen Nest frei bewegen dürfe, und mir die Hauptwege erklärte. Ich kletterte den ganzen Vormittag unbeholfen zwischen den Ästen des gigantischen Baumes umher, bis ich mich endlich an die Höhe gewöhnt hatte und mich beinahe so frei zu bewegen begann wie die Grennach, die diesen Ort bevölkerten. Überall begegnete ich nur freundlichen Gesichtern. Keine der Frauen, die ich bei den unterschiedlichsten Verrichtungen antraf, schickte mich fort oder schien sich auch nur von mir gestört zu fühlen. Fast eine Stunde lang hockte ich neben einer winzigen, weizenblonden Grennach und sah gebannt zu, wie sie wunderschöne Behälter aus den verschiedensten Pflanzenfasern flocht. Unter ihren flinken Händen entstanden aus getrockneten Blättern und Streifen von biegsamer Rinde komplizierte Muster und verschlungene, vielfarbige Ornamente, die jedes der kleinen Kästen und Kistchen zu einem wahren Kunstwerk machten. Ich konnte mich nicht mit der Künstlerin unterhalten, weil sie kein Wort der Menschensprache zu verstehen schien, aber sie lächelte und nickte, wenn sie mich ansah. Als ich mich verabschiedete, hielt sie mir auffordernd eine handgroße Schachtel hin, die sie gerade fertig gestellt hatte. Ich nahm das Geschenk überrascht und ein wenig verlegen in Empfang und bedankte mich herzlich.

Mein Mittagessen verzehrte ich auf einem schwankenden Ast sitzend, während meine Beine rechts und links ins Leere baumelten. Am Nachmittag konnte ich noch einige der Grennach-Handwerkerinnen bei ihrer Arbeit bewundern. Ich fragte Mellis abends danach, und sie bestätigte gleichzeitig stolz und ein wenig traurig, dass die Grennach einen ganz besonderen Ruf als Künstlerinnen und Handwerkerinnen besaßen.

»Ich selbst habe allerdings nur Daumen an den Händen«, sagte sie seufzend und blickte traurig auf ihre acht schmalen Finger nieder. »Das war auch ein Grund, warum ich von hier fortgegangen bin.« Sie zuckte mit den Achseln. »Nicht, dass ich es bereue. Ich würde wahnsinnig, wenn ich nicht ab und zu etwas mehr von der Welt zu sehen bekäme als diesen Baum hier, und wenn er noch so einmalig ist.«

Tallis, die beinahe noch erschöpfter aussah als am Vortag, setzte sich zu uns und lehnte sich müde an meine Schulter. »Ah, ich habe

ganz vergessen, wie anstrengend diese endlosen Sitzungen sind«, jammerte sie leise.

»Du warst zu lange fort, Nestälteste«, bemerkte eine ihrer Begleiterinnen, eine Grennach mit langen, eisengrauen Haaren. Sie war noch ziemlich jung, ihre Haarfarbe schien nicht das Ergebnis eines Alterungsprozesses zu sein, sondern wirkte eher wie das graue Fell eines Wolfes oder einer Katze.

»Wo ist meine Tante?«, fragte ich.

»Sie sitzt noch mit unserem Tlen-na'Tian zusammen und brütet über alten Legenden.« Tallis kicherte. »Wenn ich nicht wüsste, dass das harte Arbeit ist, würde ich sagen, deine Tante genießt jede Sekunde davon. Ich habe allerdings dringend eine Pause gebraucht, mein alter Kopf brummt nämlich inzwischen wie ein Bienenstock.« Sie winkte jemandem am anderen Ende des Raumes und entschuldigte sich bei uns.

Mellis erklärte, als sie mein fragendes Gesicht sah: »Der Tlen-na'Tian ist unser Gedächtnis. Wir pflegen unsere Überlieferungen nicht aufzuschreiben, sondern sie besonders begabten Grennach anzuvertrauen, die sie in ihren Köpfen und ihren Herzen für uns bewahren.« Sie legte die Hände zu einem Korb zusammen und hielt sie mir in einer rituell wirkenden Geste entgegen. Dann fuhr sie fort: »Unser Tlen-na'Tian ist allerdings etwas Besonderes: Es ist in dieser Generation ein Grennach-Mann; der Erste, der seit beinahe zwanzig Dekaden unser Gedächtnis ist. Normalerweise sind Männer für diese Arbeit weniger begabt, genauso, wie sie keine überragend guten Künstler und Handwerker sein können. Sie sind zu ungeschickt und auch zu unkonzentriert dazu.« Sie äußerte das mit großer Überzeugung. Ich musste lachen. Wenn unser fingerfertiger Dix so etwas von ihr zu hören bekäme, würde es sicherlich Stunk geben.

Mellis brachte mich zu meinem Schlafnest zurück. Ich bat sie, mir zu zeigen, wie der Glühstein zu handhaben war. Sichtlich erstaunt darüber, dass ich das nicht wusste, wies sie mich geduldig ein. Es war weniger schwierig, als ich gedacht hatte, ich brauchte dafür nur zu wissen, wie man ihn in der Hand halten und »beruhigen« musste. Es kam mir ein wenig wie Zauberei vor, aber dann stellte ich mir vor, wie verwirrt Mellis vor einem Terminal sitzen würde, und musste lachen.

Auch in dieser Nacht schlief ich wie ein zufriedener Säugling. Ich erwachte in der frühen Morgendämmerung und steckte voller Tatendrang den Kopf aus dem Eingangsloch. Heute wollte ich mir den wurzeldurchzogenen Grund rund um den Baum näher ansehen, um meine Beine wieder an festen Boden zu gewöhnen. Eine ältere, rundliche Grennach, genauso freundlich wie alle, die ich bisher kennen gelernt hatte, ließ mich mit dem Korb auf den Boden hinab, und dieses Mal konnte ich die Fahrt sogar genießen.

Das Gewirr der Wurzeln bildete ein regelrechtes Labyrinth auf dem Boden. Ich war groß genug, um wenigstens über einen Teil der Wälle hinwegblicken zu können, aber für die kleinen Grennach war das unmöglich. Hier unten schien alles untergebracht zu sein, was man nicht hinauf in die Baumkrone transportieren konnte oder wollte. Ich wanderte im grünen Zwielicht durch die Gassen, die die dicken Wurzeln bildeten, und fühlte mich beinahe wie in der Altstadt von Cairon City. Es verwunderte mich daher wenig, neben einem der Kuhställe auf Dix zu stoßen. Er flirtete mit der Grennach, die die Tiere versorgte. Er sah mich und strahlte über das ganze, hässliche Gesicht.

»Eddy, ich habe dich gesucht!«, rief er und ließ die verdutzte Frau einfach stehen. Ich ließ seine Begrüßung gerührt über mich ergehen. Wir beide waren uns gegenseitig immer noch ein Stück Heimat, auch wenn wir damit begonnen hatten, uns hier einzuleben. Dix berichtete mir aufgebracht gestikulierend von der abscheulichen, herablassenden Art, wie die Grennach ihre Männer behandelten, und dass diese darüber noch nicht einmal böse zu sein schienen, sondern im Gegenteil ihn wegen seiner Erregung ausgelacht hätten oder gar nicht verstünden, was er von ihnen wollte ...

Ihm ging die Puste aus, und ich musste mir das Lachen verkneifen. »Und dann müssen sie sich auch noch ganz allein um die Kinder kümmern!«, setzte er hinzu und sah mich an, als sei das der Gipfel aller Ungerechtigkeit.

»Ich weiß«, sagte ich unschuldig. »Männer sind zu ungeschickt und auch ein wenig zu dumm für komplexere Aufgaben. Aber sie sind geduldig und gehen sehr liebevoll mit ihren Kindern um ...« Dix hob die Faust, und ich wich lachend seinem Hieb aus.

»He, was ist das da?«, lenkte ich ihn ab. In der Wurzelhöhlung, vor der wir stehen geblieben waren, lag ein dunkles, formloses

Bündel auf der Erde. Es schienen Lumpen zu sein, alte Kleider, die vor Dreck starrten.

»Du meine Güte«, sagte Dix angeekelt und hielt sich seine empfindliche Nase zu. Jetzt roch ich es auch: eine Wolke von Schweiß und scharfem Schnapsdunst und dazu ein säuerliches Aroma wie von Erbrochenem.

Die Lumpen bewegten sich sacht. Ein heiseres Brummen drang daraus hervor. Ich machte unwillkürlich einen Schritt zurück, und Dix quollen beinahe die Augen aus dem Kopf.

»Da steckt ja noch jemand drin«, kicherte er. Wie zur Bestätigung streckte das Bündel einen kräftigen Arm aus, tastete über den Boden und griff nach einer Flasche, die neben ihm auf dem Boden stand. Arm und Flasche verschwanden unter den verhüllenden Stoffschichten. Nach einer kleinen Weile erschütterte ein donnerner Rülps den Boden. Die Flasche rollte leer davon, und der ganze stinkende Haufen Lumpen geriet in Bewegung und faltete sich träge auseinander, wobei der stockfleckige, besudelte schwarze Mantel, mit dem er zugedeckt gewesen war, herabrutschte.

Ein paar verquollene schwarze Augen in einem breiten Gesicht sahen uns blinzeln und tränend an. Die vollen Lippen unter der kräftigen Hakennase schmatzten trocken, und eine Zunge leckte langsam darüber. Es brauchte einige krächzende Anläufe, dann funktionierte der Sprechapparat und brachte heiser einige eher unartikulierte Laute und dann ein kieferverrenkendes Gähnen hervor, bei dem ein kräftiges, schneeweißes Gebiss aufblitzte. Grobe, unglaublich schmutzige Hände rieben über das dunkle Gesicht und kratzten ausgiebig durch die krause, verfilzte Mähne, die schwarz und zottelig in die breite Stirn hing.

Dix und ich starrten den verwahrlosten Menschen an wie ein exotisches Lebewesen. Wir hatten beide in unserem Leben etliche derartige Existenzen zu Gesicht bekommen und mit einigen von ihnen durchaus freundschaftlichen Umgang gepflegt, aber hier auf dieser Welt schien ein solches Wesen etwa so angebracht zu sein wie ein Cyberimbiss.

Der Mann richtete sich ächzend zum Sitzen auf und betrachtete uns ähnlich ungeniert wie wir ihn. Seine kurzen, stumpfen Finger mit den abgebrochenen Nägeln und dem tief eingefressenen Schmutz tasteten träge über den langen Mantel und gruben in einigen der unzähligen ausgebeulten Taschen herum. Jede seiner Be-

wegungen ließ eine weitere Wolke unglaublichen Gestankes aufwallen.

»Ah!«, grunzte der Kerl befriedigt und zog eine abgegriffene Pfeife mit zerbissenem Mundstück unter den zahllosen Schichten seiner verdreckten Kleidung hervor. Er setzte seine Suchaktion in den Tiefen fort und förderte endlich auch einen schmierigen Lederbeutel mit Tabak zutage. Behaglich in die Wurzelhöhlung gelehnt, als sei sie ein weiches Sofa, begann er in aller Gemütsruhe, seine Pfeife zu stopfen und in Brand zu setzen. Die schräg stehenden Augen ein wenig vor dem Rauch zusammengekniffen, paffte er einige Züge und hustete Schleim hoch. Er spie aus und steckte die Pfeife wieder zwischen die Zähne. Seine dunklen, dichten Brauen zogen sich zusammen, und er musterte uns belustigt unter halb geschlossenen Lidern. »Kann ich etwas für euch tun?«, fragte er höflich. Seine Stimme war ein weicher, erstaunlich klangvoller Tenor, der kaum zu dem verkommenen Äußeren passen wollte.

Ich blinzelte verdutzt und bemerkte jetzt erst, wie Dix und ich auf den Mann wirken mussten: zwei Fremde, die ihn anlotzten wie ein Ausstellungsstück hinter einer Schaufensterscheibe. Ich griff hastig nach Dix' Ellbogen, um ihn wegzuziehen. »Entschuldigen Sie«, sagte ich verlegen. »Wir haben nicht damit gerechnet, hier auf jemanden zu stoßen.«

Er nahm die Entschuldigung würdevoll mit einem kurzen Nicken zur Kenntnis. Dann stand er auf und schüttelte die Lagen seiner verdreckten Kleidung zurecht. Er ging mir etwa bis zur Schulter, und soweit sich das bei all dem Zeug beurteilen ließ, das er am Leibe trug, schien er kräftig gebaut und kräftig zu sein, mit breiten Schultern und Hüften und einem weichen Bauch.

»Na dann, schönen Tag noch«, sagte er und wandte uns den Rücken zu. Vor ihm bogen zwei Grennach um die Ecke und erstarten bei seinem Anblick. Die ältere von ihnen schrie auf und stieß ihre Begleiterin an, die auf dem Fuß kehrt machte und schrill rufend in Richtung des Baumes verschwand. Die andere näherte sich dem Mann und sagte etwas in ihrer zwitschernden Sprache zu ihm. Es klang beinahe so, als fordere sie ihn auf zu verschwinden, doch seine Antwort, die aus ein oder zwei kurzen Sätzen bestand, erfolgte in einem eher amüsierten Ton.

Die Grennach machte so etwas wie eine angedeutete Verbeugung und breitete in einer hilflosen Geste die Arme aus. Dann ga-

loppierte auch schon eine Gruppe von besorgt aussehenden Frauen um die Ecke, angeführt von der keuchenden Begleiterin der ersten Grennach, und stoppte kurz vor dem unteretzten Mann, der sie resigniert und spöttisch ansah. Die Frauen kreisten ihn zwitschernd und lachend ein. Zwei von ihnen griffen nach seinen Armen, worauf die ganze Gruppe sich in Bewegung setzte.

»Sieht aus wie eine Festnahme«, zischelte Dix. Ich nickte und winkte ihm, der Gruppe zu folgen. Die Szene hatte meine Neugier geweckt.

Als wir endlich am Fuß des Baumes ankamen – wir hatten zweimal in dem Wurzellabyrinth eine falsche Abzweigung genommen, die uns geradewegs zum Rand der Lichtung geführt hatte –, sahen wir den Weidenkorb schon die unterste Astgabel erreichen. Der Festgenommene schien von einer großen Ansammlung der Grennach erwartet zu werden. Auf dem Ast wimmelte es von bunt gekleideten, laut durcheinander rufenden Frauen.

Dix und ich bestiegen den zweiten Transportkorb und ließen uns gemächlich hinaufziehen. Etwa auf der Hälfte des Weges stockte der Korb für einen Moment. Im gleichen Augenblick schallte lautstark die Stimme des Fremden zu uns hinunter: »Ihr widerlichen Baumratten! Haariges, hinterhältiges Diebespack! Der Blitz soll euch treffen mitsamt eurer stinkenden Brut!« Es folgte eine Serie von farbigen und äußerst obszönen Flüchen, die sogar den hartgesottenen Dix vor Ehrfurcht erblassen ließen. Unser Korb ruckte an, die fluchende Stimme des Fremden verklang in der Ferne, und kurz darauf kletterte eine kichernde, schwatzende Gruppe von Grennach an uns vorbei in die Tiefe, jede mit einem Bündel dreckstarrer Lumpen unter einem Arm.

Dix grinste und deutete darauf. »Was werden sie wohl damit anstellen?«

»Verbrennen, hoffe ich«, erwiderte ich. Mich interessierte weit mehr, was die Grennach mit ihrem Gefangenen anzustellen gedachten, nachdem sie ihn seiner Kleider beraubt hatten.

Die Menge hatte sich verlaufen, als wir oben ankamen, und nichts deutete darauf hin, dass sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Also schluckte ich meine Neugier fürs Erste herunter und ließ mir von Dix den Baumbezirk zeigen, in dem die Grennach-Männer zusammen mit dem Nachwuchs lebten.

Ein Mann mit einem sanften, runden Gesicht saß in einem Son-

nenflecken, der sich durch das dichte Blätterdach geschmuggelt hatte. Die Männer der Grennach wiesen anscheinend allesamt weichere und rundere Formen auf als ihre Frauen, die eher eckig und muskulös gebaut waren. Der Mann öffnete sein weites, dunkelgrünes Hemd, um sich den behaarten runden Bauch von der Sonne wärmen zu lassen. Seine vierfingrigen Hände streichelten sacht über die weiche Wölbung, und ein zärtliches Lächeln spielte dabei um seinen Mund. Die Bauchdecke bewegte sich, und aus einer Art von faltiger Hauttasche lugte ein winziger Kopf hervor und blinzelte in das helle Licht.

Dix stieß einen schnaubenden Laut aus und stieß mich in die Seite. »Mach nicht so ein Gesicht«, flüsterte er. »Hast du noch nie einen Vater mit seinem Kind gesehen?«

Ich konnte nicht anders, ich musste lachen. Der Grennach hob den Blick und sah mich überrascht an. Dann lächelte er und winkte uns zu. Dix hockte sich neben ihn und hielt dem winzigen Grennachkind, das aus der Bauchtasche lugte, seinen Finger hin. Das Kleine schnupperte daran und gluckste leise. Dix streichelte vorsichtig über den runden Kopf, der von hellem Flaum bedeckt war. Die großen, dunklen Augen blinzelten schläfrig und schlossen sich langsam. Ich sah die winzige Hand, die ein Haarbüschel auf dem Bauch des Vaters umschlossen hielt, und den Daumen der anderen, der sich in den kleinen Mund schob. Dix blickte auf das Kind nieder. Sein zerkrautschtes Gesicht war ganz sanft und voller Staunen. Er und der Grennach wechselten einen langen, verständnisvollen Blick. Dann stand Dix leise auf, um das Kind nicht zu wecken. Wir verabschiedeten uns mit einem Winken von dem Grennach-Mann und gingen schweigend zur nächsten Leiter.

Ich nahm Dix mit hinauf in den Bereich der Frauen. Zwar trafen uns einige verwunderte und amüsierte Blicke, aber keine der Grennach bemerkte etwas zu seiner Anwesenheit. Abends trafen wir in dem Gemeinschaftsraum Mellis, die sich sichtlich zu freuen schien, dass Dix da war. Die beiden verzogen sich in eine Ecke und steckten die Köpfe zusammen. Ich hockte mich an eine der Fensterluken und sah hinaus in den Himmel, der durch das lichtere Geäst blickte.

»Eddy«, sagte die dunkle Stimme meiner Tante. Ich zuckte heftig zusammen, und Ylenia, die sich neben mich gesetzt hatte, legte entschuldigend ihre Hand auf mein Knie. Ich sah mit einer gewis-

sen Schadenfreude, dass sie die gleichen Schwierigkeiten wie ich damit hatte, ihre langen Glieder einigermaßen komfortabel unterzubringen. Das Wenige, was die Grennach an Möbeln hatten, war für uns einfach vollkommen indiskutabel. Ylenia sah müde, aber einigermaßen zufrieden aus.

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?«, fragte ich höflich.

Sie nickte und schüttelte beinahe gleichzeitig den Kopf, eine Geste, die mich an meine Großmutter erinnerte. »Wir arbeiten uns langsam darauf zu.« Sie hielt ihre Hand vor den Mund, um ein Gähnen zu verbergen. »Du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Menge von Informationen so ein Tlen-na⁷Tian besitzt. Aber sie sind alle nur in seinem Kopf, und es ist mühsam, die richtigen zu finden. Mühsamer als das Blättern in Büchern. Die Grennach haben ein anderes Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte als wir.« Sie gähnte wieder und warf mir einen entschuldigenden Blick zu. »Und, wie hast du dir deine Zeit vertrieben?«

Ich erzählte von dem Besuch im Männerbezirk. Dann fiel mir wieder der seltsame Fremde ein. Ylenia hörte sich die Beschreibung an und krauste unwillig die Stirn.

»Ah, ja«, sagte Mellis, die mit Dix im Schlepptau zu uns gekommen war und meine Worte gehört hatte. »Die Krähe reist vor dem Sturm. Jinqx ist wieder da. Ein sehr selten gesehener Gast in der letzten Zeit. Entschuldige, Ylenia, dass ich unterbreche, aber hast du eine Ahnung, wo meine Mutter ist?«

Ich fühlte, wie meine Augenlider schwer wurden. Ich entschuldigte mich und machte mich an den langen Abstieg zu meinem Schlafnest.

Mellis hatte mir von einem kleinen See erzählt, der unweit des Großen Nestes liegen sollte. Der klare Morgen versprach einen schönen, warmen Tag, und ich bekam Lust auf ein Bad, also packte ich Chloe ein und machte mich auf den Weg. Nach einem gemächlichen Spaziergang von etwa einer halben Stunde erreichte ich das nördliche Ufer des Sees und sah staunend darauf nieder. Das Wasser des beinahe kreisrunden Sees schien schwarz zu sein, so dunkel und still lag er vor mir. Ich zog mich aus und ging tastend hinein. Das Wasser war kühl und, als ich eine Hand voll davon schöpfte, vollkommen klar. Ich trank einen Schluck aus der hohlen Handflä-

che. Es schmeckte süß und frisch wie Quellwasser. Chloe paddelte vergnügt neben mir her, auch sie schien das Bad weidlich zu genießen.

Ich schwamm, bis es mir zu kühl wurde, und legte mich dann zum Trocknen in einen Sonnenfleck am Ufer. Gegen Mittag wanderte ich gemächlich zurück zum Nest, um nach Dix zu suchen. Er steckte schon wieder mit Mellis zusammen, und ich überließ die beiden sich selbst.

Ein wenig verloren wanderte ich im Gewirr der Äste umher und fragte mich, warum Ylenia eigentlich darauf bestanden hatte, mich hierher mitzunehmen. Gedankenlos blickte ich in die Blätterkrone hinauf, wo ein paar halbwüchsige Grennach-Mädchen sich unter lautem Gekreisich eine halsbrecherische Verfolgungsjagd lieferten, und stolperte über ein Paar Beine, die in den Weg ragten.

»Hoppla«, sagte eine weiche Stimme, und eine kräftige Hand hielt mich am Ellbogen fest, damit ich nicht vom Ast purzelte. Ich klammerte mich an eine Schulter und blickte direkt in die amüsierten dunklen Augen des Fremden, den ich in der Zwischenzeit völlig vergessen hatte. Er hockte mit dem Rücken an den Stamm gelehnt da und rauchte seine Pfeife. Ich registrierte belustigt, dass er seine Kleider offenbar gesäubert und ordentlich geflickt wiederbekommen hatte. Er stank jetzt nicht mehr ganz so atemberaubend, aber das war auch schon die beinahe einzige Verbesserung. Die krause Mähne stand noch genauso wirr und zottelig um sein breites Gesicht, und trotz einer anscheinend vorgenommenen oberflächlichen Reinigung sah er so schmutzelig und heruntergekommen aus wie am Vortag, wenn auch inzwischen wohl ein wenig nüchterner. Ich ertappte mich dabei, dass ich ihn schon wieder so anglotzte wie zuvor, und ärgerte mich über mich selbst.

»Alles in Ordnung?«, fragte er undeutlich und zwinkerte spöttisch. Die Pfeife klemmte zwischen den weißen Zähnen, denn er drehte ein kleines Stück Wurzelholz zwischen seinen groben Fingern und blickte ab und zu flüchtig darauf nieder.

»Ja, danke«, erwiderte ich und wollte weitergehen.

»Jinqx«, kreischte eine helle Stimme. Der Ruf wurde von einigen anderen aufgenommen. Ich konnte mich gerade noch zur Seite lehnen und mich Halt suchend an der rauen Rinde festklammern, denn eine Schar von Grennach-Mädchen tobte wie eine Springflut an mir vorbei, drängte mich an den Rand des Astes und umzingelte

den Fremden. Ihre hellen, durchdringenden Stimmen riefen zirpend und zwitschernd durcheinander und wurden ab und zu von der tieferen Stimme des Fremden unterbrochen. Ein rothaariges Mädchen hüpfte aufgeregt direkt am Rande des Abgrundes auf und ab und strahlte vor Freude. Die beiden Kleinsten, die sicher noch nicht lange dem Männerbezirk entwachsen waren, hatten sich ohne Umstände auf dem breiten Schoß des Mannes zusammengerollt und sahen mit großen, erwartungsvollen Augen zu ihm auf. Er legte behutsam einen Arm um sie, um sie vor dem Herabfallen zu bewahren, und wühlte mit der anderen Hand in seinen Taschen herum. Endlich wurde er fündig und zog einige kleine Gegenstände hervor, die er an die Kinder verteilte. Ich konnte nicht sehen, worum es sich dabei handelte, aber die Mädchen jubelten und bedankten sich und tobten dann so stürmisch davon, wie sie gekommen waren.

Der Mann, Jinqx, seufzte leise und rückte sich wieder bequem zurecht. Er klopfte einladend mit der Hand auf den Platz an seiner Seite und griff wieder nach dem Wurzelstück, das in seinem Schoß lag. Ich hockte mich neben ihn und nahm eine vorsichtige Nase, da der Wind in meine Richtung stand. Aber es war auszuhalten.

Wir saßen schweigend da. Ich hörte zu, wie er seine Pfeife paffte und hin und wieder ein zufriedenes Brummen ausstieß. Dann verlagerte er kurz sein Gewicht, um ein kleines Messer aus einer Tasche seines unglaublichen Mantels zu fischen, und lehnte sich dabei schwer gegen mich. Ich sah neugierig zu, wie er begann, das Wurzelstück mit der scharfen Klinge zu bearbeiten. Seine hässlichen, stumpfen Finger waren dabei außerordentlich geschickt.

»Du heißt Eddy«, sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

Es war keine Frage, deshalb antwortete ich nur im selben Tonfall: »Du heißt Jinqx.« Er hielt einen Moment inne und lachte mich breit und vergnügt an. Dabei verengten sich leicht seine schräg stehenden Augen über den breiten Wangenknochen zu fältchenumkränzten Schlitzen, und auch die Hakennase kräuselte sich auch ein wenig dabei. Ich lachte unwillkürlich zurück.

Dabei blieb es vorerst, was unsere Unterhaltung anging. Ich beobachtete gebannt, wie nach und nach unter seinen kräftigen Händen aus dem Wurzelstück eine kleine Krähe mit wie zum Krächzen geöffnetem Schnabel entstand. Sie schien beinahe zu leben, wie sie

in der rauen Handfläche lag, und ich konnte einen erstaunten Laut nicht zurückhalten. »Das ist schön«, sagte ich unwillkürlich.

Jinqx brummte wortlos und drückte mir sein Werk in die Hand. Dann stand er auf und streckte seine stämmigen Glieder. »Lust auf einen Spaziergang?«

Zu meiner eigenen Überraschung hörte ich, wie ich zustimmte. Er ging voraus zur nächsten Leiter und kletterte flink daran empor.

Ich sah ihm nach und wunderte mich über die geschmeidigen Bewegungen dieses schweren Körpers. Seine bloßen, erstaunlich kleinen und wohlgeformten Füße schienen die Sprossen der Leiter kaum zu berühren. Ich folgte Jinqx mit allem Geschick, das ich in den letzten Tagen erworben hatte, und turnte hinter ihm her über ein weites Maschengeflecht, das zwei nebeneinander liegende Äste miteinander verband. Dabei beging ich den Fehler hinunterzusehen. Weit unter mir lag der Waldboden mit den tiefen Wurzeltälern, in denen sich ameisenkleine Punkte bewegten. Ein heftiges Schwindelgefühl erfasste mich. Ich klammerte mich panisch an das mit einem Mal erschreckend dünne Seil, und kämpfte mit dem Sog, der mich dazu zwingen wollte, meinen Griff zu lockern und mich fallen zu lassen.

Starke Hände griffen unter meine Achseln und hieften mich über die letzten Meter auf den einigermaßen sicheren Grund des Nebenastes. Jinqx lehnte mich gegen einen emporstrebenden Ast und hockte sich schweigend neben mich. »Besser?«, fragte er, als mein Atem sich zu beruhigen begann. Er holte eine Flasche aus seinem Mantel und zog mit den Zähnen den Korken heraus, bevor er sie mir hinhielt.

Mit zitterigen Fingern griff ich danach. Das beißende Aroma eines starken Obstbrands stieg in meine Nase und trieb mir Tränen in die Augen. Ich überwand meinen Widerwillen und nahm einen kräftigen Schluck von dem klaren Schnaps, dessen Schärfe mir für einen Moment den Atem nahm und nachhaltig den letzten Rest des Schwindels vertrieb. Ich hustete und reichte Jinqx die Flasche zurück. Er spuckte den Korken in seine Hand, setzte die Flasche an die Lippen und legte den Kopf zurück. Glucksend verschwand der größte Teil des Flascheninhalts in seiner Kehle, ehe er mit einem befriedigten Knurren den Korken in den Flaschenhals hieb und sie wieder in seinem unbeschreiblichen Mantel verstaute. Er reichte mir wortlos seine grobe Hand und zog mich hoch. Ich war noch

ein wenig wackelig auf den Beinen, aber seine Hand stützte mich, bis ich mich sicherer fühlte. Der Obstbrand regte meinen leeren Magen an, der nun laut und fordernd zu poltern begann. Jinqx blinzelte zu mir auf und stieg stumm auf eine Leiter, die vom Hauptstamm weg nach unten führte.

»Ich würde gerne erst was essen«, sagte ich und deutete hinauf zum Gemeinschaftsneest. Jinqx knurrte zustimmend und kletterte hinab. Ich folgte ihm eilig und ein wenig wütend. »He, Jinqx. Ich gehe jetzt rauf, ich habe Hunger«, rief ich seinem breiten Rücken hinterher, der sich zielstrebig auf die nächste Leiter zubewegte.

»Komm mit«, rief er zurück, ohne sich umzusehen. Ich zögerte einen Moment, dann zuckte ich mit den Achseln und folgte ihm. Ich hätte nicht einmal sagen können, warum ich diesem unmöglichen, maulfaulen Menschen die ganze Zeit hinterherlief, aber vielleicht fand ich es ja heraus, wenn ich noch eine Weile dabei blieb.

Jinqx führte mich zu einer Höhlung im unteren Teil des gigantischen Stammes. Neugierige Gesichter sahen uns entgegen, als wir eintraten, und als die Grennach meinen Begleiter erkannten, erklangen laute, erfreut klingende Begrüßungsrufe. Jinqx nickte in die Runde und schob mich weiter ins Innere des düsteren Raumes. Glühsteine sorgten für eine schummrige Beleuchtung, die kaum ausreichte, mehr als ein paar Schritte weit zu sehen. Ich wunderte mich ein wenig über diese Höhle, weil ich bisher den Eindruck gewonnen hatte, dass die Grennach offene, lichtdurchlässige Räume liebten und geflochtene Wände, die Luft und Geräusche durchließen und niemals vollständig gegen die Außenwelt abgeschlossen waren.

Jinqx dirigierte mich an einen dieser ärgerlich niedrigen Tische und drückte mich auf ein kleines Kissen nieder. Er schien nicht gerne überflüssige Worte zu machen. Ein Grennach-Mann, der Erste, den ich außerhalb des Männer-Bezirktes sah, kam an den Tisch und begrüßte uns herzlich. Jinqx antwortete in der Sprache der Grennach, von der ich immer noch keine Silbe verstand.

»Ich habe uns etwas zu essen bestellt«, erklärte mir Jinqx. Er lehnte entspannt an der Höhlenwand, tief in seinen Mantel vergraben, und hatte die stämmigen Beine bequem unter sich gezogen. Seine dunklen Augen musterten mich scharf und ohne die Ironie, mit der sie sonst die Welt betrachteten. Ich fühlte mich unter diesem Blick wie unter einem Laserskalpell.

Nach einer Weile schnüffelte er kurz und zog seine Pfeife hervor. Er nahm einen Zipfel des modderfarbenen, undefinierbaren Kleidungsstückes, das er unter seinem Mantel trug, und schnaubte hinein. Dann stopfte er gemächlich seine Pfeife und setzte sie in Brand. Er schnüffelte wieder und verzog das Gesicht. »Das braucht Monate, bis meine Sachen wieder nach mir riechen«, murmelte er angewidert. »Verdammte Baumratten.«

Chloe, die bis dahin selig geschlafen hatte, nahm das anscheinend als ihr Stichwort. Sie krabbelte aus meinem Hemd und kletterte über meinen Arm auf den niedrigen Tisch. Mit erhobenem Kopf und zitternden Barthaaren schnupperte sie in die Luft und lief dann zielstrebig auf Jinx zu, der friedliche Rauchwolken ausstieß. Chloe zögerte kurz, dann sprang sie hinüber auf seinen Schoß und kringelte sich auf seiner groben Hand zusammen. Sie legte vertraulich ihren schmalen Kopf auf seinen Daumen und schloss die Augen. Jinx nahm weiter keine Notiz von seiner Besucherin, er schloss nur behutsam seine stumpfen Finger um den weichen kleinen Rattenkörper. Ich starrte fassungslos auf diesen Anblick. Ein solches Verhalten sah Chloe, meiner bissigen kleinen Freundin, alles andere als ähnlich.

Der Grennach kam und brachte uns ein beladenes Tablett. Jinx aß nur mit einer Hand, die andere ruhte mitsamt der schlafenden Chloe reglos in seinem Schoß. Ich blickte immer wieder verstohlen hin, weil ich nicht recht glauben wollte, was ich da sah.

Wir nahmen schweigend unsere Mahlzeit ein. Jinx ließ sich von dem Grennach, der uns aufmerksam und zurückhaltend bedient hatte, seine Schnapsflasche auffüllen, nachdem er den vier Finger hohen Rest, der noch darin gewesen war, durch seine Gurgel hatte laufen lassen. Chloe kehrte gelassen von ihrem Ausflug zu mir zurück und krabbelte auf meine Schulter.

Vor dem Ausgang der Baumhöhle blinzelte ich mit tränenden Augen in das durch die Blätterkrone gedämpfte Licht, das mir nach der Düsternis dort drinnen so blendend hell erschien wie schon seit Tagen nicht mehr. Als ich meine Augen daran gewöhnt hatte und mich umsah, war Jinx fort.

Erst einige Tage später sah ich den skurrilen Kerl wieder. In der Zwischenzeit hatte Tallis mich zu einem Treffen der Nestältesten mitgenommen, die mich dringend kennen lernen wollten, wie sie es

mit einem unfrohen Lächeln ausdrückte. Ich saß etwas unbehaglich zwischen sieben alten Grennach-Frauen, die mich nicht sehr freundlich musterten und in ihrer Sprache erregt miteinander diskutierten. Tallis sagte während der ganzen Sitzung kein Wort, sah mich nur hin und wieder mitleidig und entschuldigend an. Ich kochte vor Wut, als die sechs anderen grußlos an mir vorbeigingen und das kleine Versammlungsneß verließen. Tallis kam zu mir und nahm meine Hand. Ich mußte an mich halten, sie ihr nicht zu entziehen.

»Verzeih unsere Unhöflichkeit, Kind. Das ist sonst nicht die Art meiner Schwestern, aber wir haben große Sorgen, und ich verlange eine übermäßig schwere Entscheidung von ihnen. Das Erscheinen der Sturmkrahe sagt meist eine schmerzhaft e Veränderung bevor, und meine Schwestern befürchten, dass ich unser Volk auf den falschen Weg führen könnte.« Ihr faltiges kleines Gesicht zeigte Kummer und große Bedrückung. Ich nahm sie impulsiv in den Arm und drückte sie an mich. Sie küßte mich auf die Wange und machte sich dann frei. »Geh, Kind, freue dich deines Lebens«, sagte sie lächelnd und schob mich fort. »Das hier ist meine Aufgabe; nichts, worüber du dir den Kopf zerbrechen solltest.«

Ich war bereits auf dem Weg zu meinem geliebten schwarzen See, um meine tägliche Runde zu schwimmen und mich ein wenig in der Sonne zu aalen, als mir einfiel, dass ich sie nicht gefragt hatte, wen sie mit der »Sturmkrahe« gemeint hatte, obwohl ich es mir fast denken konnte.

Erfrischt und angenehm matt lag ich nach dem Bad auf dem sonnigen Uferstreifen und ließ mich sanft aufwärmen. Dann muß ich eingeschlafen sein, denn als ich das nächste Mal die Augen aufschlug, klang das weiche Plätschern des Sees an meine Ohren, das darauf hindeutete, dass jemand darin schwamm. Ich stemmte mich auf die Ellbogen und schirmte meine Augen gegen das Licht ab. Der Schwimmer durchpflügte das schwarze Wasser mit kräftigen Stößen und kam zielstrebig auf mich zu. Starke Hände an fleischigen Armen zogen ein Paar breiter Schultern ein Stück aus dem Wasser. Dunkle Augen glitten ungeniert über meine Blößen. Jinx strich sich das krause, nasse Haar aus dem Gesicht und lachte breit und ein wenig unverschämt. Ich tat ihm nicht den Gefallen, empört herumzukreischen, sondern starrte nur genauso unverschämt zurück. Das Wasser verbarg seine stämmige Gestalt fast zur Gänze

vor mir, aber was ich von ihm sehen konnte, zeigte den ungewöhnlichen Anblick eines vor Nässe und Sauberkeit glänzenden Jinx.

»Kommst du noch mal rein?«, fragte er, ohne sich lange mit einer Begrüßung aufzuhalten. Ich schüttelte den Kopf.

»Ich bin gerade dabei, wieder ein bisschen warm zu werden«, entschuldigte ich mich. Er nickte nur und glitt herum. Für einen Augenblick sah ich ein rundes Hinterteil und zwei gut gepolsterte Schenkel aufblitzen, dann tauchte er unter und schwamm unter Wasser weiter. Ich stützte mich wieder auf und beobachtete ein wenig beunruhigt die Wasseroberfläche, aber Jinx blieb verschwunden. Der See lag still und unberührt vor mir.

Gerade als ich überlegte, ob ich hinterherschwimmen und nachsehen sollte, ob ihm etwas passiert war, raschelte es hinter mir im Schilf. Jinx stand da, auf nackten Füßen und vollständig mit seiner unsagbaren Lumpensammlung bekleidet. Den einzigen Beweis, dass er wirklich im Wasser gewesen war, gaben seine feuchten schwarzen Haare, die zottelig auf die breiten Schultern herabhingen.

»Hallo«, sagte ich ein wenig einfallslos. Er grinste wieder und ließ sich neben mich auf meine ausgebreitete Decke fallen. Er griff ohne jeden Umstand nach meiner Hand und betrachtete den Ring, den ich am Finger trug. Seine dunklen Brauen zogen sich zusammen, und der volle, sinnliche Mund spitzte sich nachdenklich. Ich betrachtete fasziniert die starken Linien seines Gesichtes, die ausgeprägten Wangenknochen, das kräftige Kinn und die breite Stirn mit den feinen Schatten an den Schläfen.

Jinx blickte auf und ertappte mich, wie ich ihn anstarrte. Seine Augen bohrten sich in meine, und er zog meine Handfläche an seinen Mund. Ich ließ es zu und wehrte mich auch nicht dagegen, als er jetzt mein Gesicht zwischen seine groben Hände nahm und mich behutsam küsste. Sein Mund schmeckte frisch und beinahe so unschuldig wie der eines Kindes, und seine Lippen waren weich wie die einer Frau. Ich erwiderte den Kuss nicht ohne Vergnügen und schob Jinx dann sanft, aber bestimmt von mir.

»Du bist leider nicht ganz mein Fall«, sagte ich freundlich.

»Schade«, erwiderte er ohne Bedauern. »Woran liegt es? Zu alt, zu dick, die falsche Augenfarbe ...?«

... zu schmutzdelig, hätte ich beinahe hinzugefügt, aber antwortete dann ehrlich: »Das falsche Geschlecht. Tut mir leid, Jinx.«

Er sah ausgesprochen belustigt aus. »Na ja, Pech gehabt«, sagte er fröhlich und fingerte seine unvermeidliche Pfeife heraus. Mit seinem Tabaksbeutel fiel eine weiße Schachtel ins Gras, die er mir anbot.

»Danke«, sagte ich überrascht und zog eine Zig aus der Packung. Es war ein ganz gewöhnliches Päckchen Zigs, wie man sie in Caira City an jeder Ecke kaufen konnte. Ich konnte sogar das Kaiserliche Steuersiegel auf der Rückseite der Schachtel erkennen und die codierte Zwei-Galax-Markierung darüber, ehe Jinqx sie wieder in seinen Kleidern verschwinden ließ. Verdattert steckte ich die Zig zwischen meine Lippen und sog daran, bis sie sich entzündete. Der erste Zug brachte mich zum Husten, aber dann genoss ich den kühlen Geschmack, obwohl er mich an das Lager und die kleine Stell erinnerte.

»Woher hast du die?«, fragte ich Jinqx, der nur leise knurrte und gleichgültig die Schultern hob. Seine Hände beschäftigten sich wieder mit einer Schnitzerei. Ich legte mich zurück und blinzelte in den leicht verschleierte Himmel. Über uns kreiste ein dunkler, großer Vogel mit gezackten Schwingen, und ich musste wieder an Tallis' Worte denken. »Sturmk Krähe«, sagte ich unwillkürlich. Jinqx lachte leise. Ich blickte dem Vogel hinterher, wie er in der endlosen, dunstigen Höhe verschwand, und merkte nicht, wie mir die Augen zufielen.

Als ich erwachte, war die Sonne fort und ich allein. Ich schlug die Decke beiseite, die sorgsam über mich gebreitet lag, und rappelte mich auf. Etwas fiel von meinem Schoß auf den Boden. Ich hob es auf, um es mir näher anzusehen. Mein Gesicht blickte mich an, kaum handgroß und doch in jeder Einzelheit lebendig in dem dunklen Holz nachgebildet. Ein winziges Lächeln kringelte die Mundwinkel, und die Augen schienen mich fröhlich und doch ein wenig reserviert zu betrachten. Ich blinzelte, und Ida sah mich an. Ein zweites Blinzeln, und das Bildnis wandelte sich wieder zu meinem Gesicht.

Ich saß noch lange da und wendete das wunderbare Porträt in meinen Händen. Welche Meisterschaft sprach aus diesem bearbeiteten Stück Holz und welche liebevolle Beobachtung. Endlich wickelte ich es behutsam ein und steckte es in meine Hosentasche, bevor ich endlich durch die sinkende Dämmerung zum Nest zurückkehrte.

Während des Abendessens musste ich immer wieder an das Bildnis denken. Es fiel nicht weiter auf, dass ich nicht in gesprächiger Stimmung war, denn auch meine Begleiterinnen waren ungewöhnlich schweigsam. Dix und Mellis hörten nach dem Essen endlich damit auf, sich zu verstellen, und hielten sich ganz offen und sehr verliebt bei den Händen. Ich musste lächeln, und Tallis erwiderte mein Schmunzeln.

»Geht das denn überhaupt?«, flüsterte ich ihr ein wenig beunruhigt zu. »Dix ist schließlich kein Grennach-Mann.«

Tallis schüttelte leise den Kopf und strich beruhigend über meine Hand. »Und Mellis ist eine Gildenfrau«, murmelte sie. »Lass sie ihren eigenen Weg finden, Kind. Sie sind erwachsen.«

»Eddy«, tauchte meine Tante plötzlich aus ihrer Versunkenheit auf. »Ich möchte, dass du morgen früh mit Tallis und mir das Gedächtnis aufsuchst. Wir haben einiges herausgefunden, und ich möchte, dass du mit uns darüber nachdenkst, was es zu bedeuten haben könnte.« Überrascht willigte ich ein, und Tallis belohnte meine Fügsamkeit mit einem zärtlichen Klaps.

Ich verabschiedete mich und trat hinaus in die weiche, von dem milden Licht der Sterne und der überall verteilten Glühsteine erhellte Nacht. Das Gemurmel der hellen Grennach-Stimmen hinter mir verklang leise, als ich den Ast entlangging. Der Wald rauschte wie die sanfte Dünung eines unsichtbaren Ozeans. Eine weiche Altstimme sang leise zu dieser Begleitung. Ich blieb stehen und lauschte. Sehnsucht nach fernen, fremden Welten klang aus diesem wortlosen Gesang, der Duft der Sterne lag darin und das namenlose Heimweh einer Reisenden, die ihre Heimat nie gekannt hat.

Ich trat unwillkürlich einige Schritte auf den Ursprung dieses Gesanges zu, und er verstummte. Eine dunkle, formlose Gestalt hockte still vor mir auf dem Boden und schien ebenfalls zu lauschen. Ich setzte mich neben Jinx und blickte hinauf zu dem lockeren Blätterdach, durch das die Sterne blinzelten.

»Hast du das eben auch gehört?«, fragte ich gedämpft, um die Nacht nicht zu stören. Jinx regte sich nicht, aber ein leises Seufzen klang an mein Ohr. Ich tastete über das geschnittene Bild in meiner Tasche und stammelte einen armseligen Dank.

Er schnitt mein Gestotter mit einer ungeduldigen Handbewegung ab und stand auf. Wieder folgte ich ihm, ohne zu protestieren.

Er kletterte mit mir weiter hinauf, als ich mich jemals alleine oder in Mellis' Begleitung gewagt hatte.

Wir balancierten über kaum armdicke Äste und sprangen halsbrecherisch über dunkle Abgründe, bis wir endlich den höchsten, schwankenden Wipfel des riesigen Baumes erreicht hatten und über uns nichts mehr sahen als den endlosen, bestirnten Himmel und rundherum das weite Blättermeer des Waldes. Jinqx hatte mich fest bei der Hand genommen. Ich folgte ihm in blindem Vertrauen. Überall in den dünnen Zweigen erahnte ich kleine, dunkle Formen: winzige geflochtene Nester, die direkt in den Himmel blickten. Jinqx führte mich an einigen von ihnen vorbei, an denen kleine Büschel von getrockneten Blumen und Kräutern baumelten.

Endlich hangelten wir zu einem hinüber, das ohne diese Verzierung war. Jinqx half mir hinein und kletterte nach einer Weile hinterher. Er hatte sich seines Mantels entledigt und deckte ihn nun geschickt halb über das winzige gepolsterte Nest, um den kühlen Nachtwind abzuhalten. Wir kuschelten uns aneinander, denn etwas anderes ließ das enge Lager nicht zu, und blickten hinauf zu den Sternen. Eine leichte Brise bewegte das Meer der Blätter und wiegte uns sacht in unserem schützenden Nest.

»Wolkengondel«, sagte er nach einer langen Weile sanft. Ich begriff, dass das die Bezeichnung der Grennach für diese Nester sein musste, und schmiegte mich noch enger an den seltsamen Mann an meiner Seite. Er hatte seinen Arm um mich gelegt und lag reglos und versunken in den Anblick des Himmels da, die Augen so weit geöffnet, dass sich das schwache Licht der Sterne darin spiegelte. Ich tastete nach seiner groben Hand und schloss meine Finger darum. Er erwiderte den Druck, und seine andere Hand, die um meine Schulter gelegen hatte, strich zart wie ein Taubenflügel über meine Wange. Ich wandte den Kopf und legte meinen Mund an seinen Hals. Seine Hände streichelten über meinen Rücken, und seine Lippen fanden meinen Mund. Meine Hände glitten auf der Suche nach warmem Fleisch unter all die verhüllenden Stoffschichten. Endlich trafen meine Finger auf runde, weich gepolsterte Hüften und einen sanft gewölbten Bauch und glitten daran empor. Ich streichelte eine weiche Brust, und seufzte zufrieden und wortlos unter den süßen Küssen der schwarzen Sturmkrähe, während die Wolkengondel uns auf dem endlosen Baumozean leise in den Schlaf schaukelte.

Beim ersten Zwitschern der Vögel erwachte ich davon, dass einige vorwitzige Sonnenstrahlen sich in das Nest stahlen und mich an der Nase kitzelten, bis ich niesen musste. Ich war allein, was mich nicht wirklich überraschte. Ich gähnte herzhaft und dehnte meine Schultern. Um meine Beine auszustrecken, hätte ich sie erst aus dem Nest hängen müssen. Gähnend setzte ich mich auf und sah um mich. Bei Tage war das endlose Blätterdach, auf das ich rundum blicken konnte, noch beeindruckender, als es in der Nacht gewesen war. Ich hockte mich auf den Nestrand und ließ die Beine in die Luft baumeln. Hatte ich nur geträumt, was in dieser Nacht geschehen war? Nichts erinnerte daran, dass Jinx wirklich hier bei mir gewesen war, und ich hielt es im hellen Licht des Morgens für durchaus wahrscheinlich, dass ich mir alles nur eingebildet hatte.

Ich pflückte das Sträußchen getrockneten Lavendel vom Nestrand, das gestern noch nicht dort gebaumelt hatte, und machte mich vergnügt auf den halbrecherischen Abstieg. Jetzt bei Licht fand ich ihn gar nicht mehr so schlimm. Er sorgte dafür, dass ich ordentliche Lust auf ein ausführliches Frühstück bekam.

Tante Ylenia erwartete mich bereits. Ich hatte vollkommen vergessen, dass sie mich gebeten hatte, mit ihr das Gedächtnis des Grennach-Volkes aufzusuchen. Ich entschuldigte mich deswegen ein wenig beschämt. Sie lächelte und tat es mit einer Handbewegung ab.

Der Raum, in den sie mich nach dem eiligen Frühstück brachte, glich eher der Baumhöhle, in der ich mit Jinx gegessen hatte. Es war eine Art von Astloch, dem eins dieser luftigen, geflochtenen Nester vorgebaut war. Tallis, die bereits dort mit einem rundlichen, dunkelhaarigen Grennach-Mann saß, sah bei unserem Eintreten auf und lächelte mich an. »Mirin, das ist Adina, von der ich dir erzählt habe. Eddy, Mirin ist der Tlenna-Tian meines Nestes und gleichzeitig der Erste Tlenna des Grennach-Volkes.«

Ich hockte mich neben die beiden Grennach und reichte dem Mann meine Hand. Er hielt sie einen Moment lang fest und sah mich an, als wollte er sich mein Aussehen für den Rest seines Lebens einprägen. Die glänzenden, nussbraunen Augen wanderten ruhig über mein Gesicht und meinen Körper.

»Ja«, sagte er schließlich mit erstaunlich tiefer Stimme. »Adina-

Eddy. Sei begrüßt, Tochter der Riesinnen.« Er ließ meine Hand los und wandte sein gelassenes Gesicht wieder Tallis zu. Ylenia setzte sich schweigend neben ihn und faltete die Hände im Schoß. Tallis sah mich an, dann meine Tante und faltete die Hände in einer unbewussten Nachahmung von Ylenias Geste.

»Eddy«, begann Ylenia nach einem Moment der Sammlung. »Du hast sehr viel Geduld mit uns bewiesen in der ganzen Zeit, die du nun hier bei uns bist. Ich weiß, dass der Gedanke, hier in diese Welt zu gehören, dir noch fremd ist, und ich verstehe das vollkommen. Meine Mutter hat dich nach deiner Geburt entführt und in der Fremde aufwachsen lassen. Ich hoffe, nein, ich *weiß*, dass sie dafür einen guten Grund gehabt haben muss, den sie keinem von uns verraten konnte oder wollte. Dir ist dadurch Leid geschehen, und ich wollte, ich könnte dich dafür entschädigen.« Sie sah zu Tallis hinüber, und ihre Miene zeigte einen kurzen Anflug von Ärger.

Tallis' kleines Gesicht war kummervoll. »Bitte, Ylenia. Ich weiß, dass du mir zürnst, aber ich kann nicht anders handeln, als ich es für richtig halte.« Sie breitete die Hände aus und legte sie wie eine Schale wieder zusammen. Beide Frauen sahen mich stumm an. Der kleine Grennach-Mann beobachtete uns wie Schauspielerinnen, die eigens für ihn ihr Stück aufführten.

Ich tastete in meiner Tasche nach dem Bildnis, das Jinx mir geschenkt hatte, und meine Finger schlossen sich um die hölzerne Krähe, deren scharfe Konturen sich schmerzhaft in meine Handfläche bohrten. Ich zog sie gedankenverloren heraus und fuhr über ihre ausgebreiteten Schwingen. »Ich bin hier zu Hause«, sagte ich mehr zu mir als zu den beiden Frauen. »Ich weiß nicht, wieso all das geschehen ist, aber du weißt«, ich blickte Tallis an, »dass ich mich auf Cairon, so lange ich nur denken kann, immer fremd gefühlt habe. Ich war zuerst verwirrt und unglücklich, nachdem ich so plötzlich hier gelandet war, aber nun fühle ich mehr und mehr, dass hier mein Herz ist.« Ich verstummte und fragte mich kurz, warum ich diese Formulierung gewählt hatte, um zu erklären, dass ich mich seit einigen Tagen eins mit mir und dem Leben um mich herum fühlte.

Mirin nickte und räusperte sich leise. »Zur Sache«, sagte Ylenia nüchtern. »Warum wir hier sind und warum ich dich gebeten habe, zu uns zu kommen, Eddy: Mirin hat uns die Prophezeiung, die die Herzen betrifft, in ihrem alten Wortlaut vorgetragen. Es war nicht

einfach, sie zu finden, weil es wahrscheinlich eine der ältesten Erinnerungen dieses Volkes ist – aus einer Zeit, als die Herzen noch allesamt vereint hier in Tel'krinem gehütet wurden.« Der Grennach flüsterte etwas, und Tallis nickte.

Ylenia sah die beiden an, aber da niemand etwas sagte, fuhr sie fort: »Ich denke, es ist uns gelungen, etwas mehr Klarheit in die Sache zu bringen. Es war so, wie Tallis vermutet hatte: Die Übersetzung in unsere Sprache hat den Wortlaut verfälscht, zwar nur gering, aber das ist bei einem solch dunklen Text mitunter schon ausreichend, um die ganze Prophezeiung unverständlich zu machen oder ihren Sinn ins Gegenteil zu verkehren.« Sie fasste nach dem silbernen Anhänger, den sie auf ihrer Brust trug. »Es ist nunmehr so gut wie sicher, dass diese Prophezeiung dich und deine Schwester betrifft.« Ich zog die Brauen hoch und sah Tallis fragend an. Meine alte Freundin hob sacht die Schultern und nickte.

»Was immer auch geschehen wird, wird das Schicksal dieser Welt verändern«, fuhr Ylenia fort. »Ob zum Guten oder zum Schlechten, kann niemand sagen. Es ist weiterhin sicher, dass es bald geschehen wird, sehr bald schon. Es hieß: »Fügt zusammen, was getrennt war, wenn unter dem Katzenstern die Nebel wandern und die schwarzen Mauern sich beleben.« Der Katzenstern ist ein sehr heller, rötlicher Stern, der sich von Zeit zu Zeit an unserem Himmel zeigt, von Ost nach West zieht und wieder für Jahrhunderte verschwindet.«

»Ein Komet«, murmelte ich. Ylenia sah mich fragend an, aber als ich nicht weitersprach, setzte sie ihren Vortrag fort. »Dieser Katzenstern müsste, wenn die Aufzeichnungen meines Ordens Recht behalten, bald, wahrscheinlich schon in wenigen Wochen, wieder am Himmel zu sehen sein.«

Mirin nickte und bemerkte: »Er begann seine Wanderung, als das letzte Tochnest gegründet wurde. Etwa zum Beginn der Kolbanblüte müsste er wieder am Dach der Welt erscheinen.«

Ylenia nickte. »Das trifft sich mit den Berechnungen in den alten Aufzeichnungen des Ordens. Jetzt kommen wir zum zweiten Teil, zu der Aussage, dass die »schwarzen Mauern sich beleben«. Wir haben lange darüber diskutiert, was das bedeuten könnte, und sind zu einem Schluss gekommen, der mir Kopfschmerzen bereitet.« Sie verstummte und sah beinahe hilflos zu Tallis hinüber. Mirin, der Grennach, löste zum ersten Mal seinen Blick von uns und schloss

die Augen. Er begann mit klarer, singender Stimme zu sprechen. Die beiden Frauen lauschten angespannt seinen Worten.

»Ja«, murmelte Ylenia. »Das ist die richtige Stelle, das habe ich gemeint. Danke, Mirin. Tallis, du glaubst immer noch, dass wir mit unserer Vermutung richtig liegen?«

»Die Schwarze Zitadelle«, sagte Tallis leise. »Du hast Mellis' Bericht darüber gehört, und du hast gehört, was Dorkas dazu gesagt hat. Es gibt wieder einen Magier in der Schwarzen Zitadelle.«

»Und jemand sorgt dafür, dass die Nebelgrenze wandert«, setzte Ylenia hinzu. Ich sah verwirrt von der einen zur anderen und hoffte auf eine Erklärung, aber die blieb aus.

Wieder räusperte sich Mirin. »Ich würde Ter'firan gerne einmal sehen, damit ich mich daran erinnern kann«, sagte er fast schüchtern.

Ylenia nickte und sah mich an. Ich hob ratlos die Schultern, und sie lachte ärgerlich auf. »Entschuldige, Nichte. Ich vergesse immer, dass du ihre Sprache nicht sprichst. Ter'firan ist das Schmuckstück, das deiner Großmutter gehört hat, das Herz des Wassers.«

Ich wühlte ein wenig unentschlossen mit der Linken in den Taschen meiner Jacke herum. Es widerstrebte mir ungeheuer, die Brosche aus der Hand zu geben oder auch nur von fremden Augen begutachten zu lassen. Mir war jedes Mal, als würde mir mein eigenes Herz aus dem lebendigen Leib gerissen und öffentlich zur Schau gestellt. Aber Ylenia hielt fordernd ihre Hand auf und fixierte mich mit sanfter Unnachgiebigkeit; es blieb mir wohl kaum eine andere Wahl, als die Brosche herauszurücken.

Ich ließ die kleine Holzkrähe achtlos in den Schoß fallen, um besser an meine Innentasche zu kommen. Tallis seufzte erschreckt. Sie berührte das Schnitzwerk sacht mit zwei Fingern und sah Ylenia an. Meine Tante gab einen erstickten Laut von sich. »Die Sturmkrähe«, sagte sie tonlos. »Ihr Schöpfer, helft!« Tallis sagte hastig etwas in der Grennach-Sprache, und Mirin setzte mit seiner ruhigen, tiefen Stimme eine beruhigend klingende Bemerkung hinzu.

»Das glaubt ihr«, sagte Ylenia heftig. »Ihr Grennach seht die Krähe mit viel zu nachsichtigen Augen, Iovve weiß warum! Jedes Mal, wenn sie auftaucht, zieht sie unweigerlich das schwärzeste Unglück nach sich. Ich will nicht dulden, dass meine Nichte davon betroffen wird, kannst du das nicht verstehen?«

Ich presste meine Finger um die eingewickelte Brosche und saß

ganz still. Ylenia schien in ihrer Erregung nicht zu bemerken, dass sie nicht Grennach sprach, und dass ich sie verstand.

Tallis richtete sich hoch auf. »Du sprichst, ohne zu verstehen, Nesttochter«, sagte sie streng. »Du urteilst über etwas, das du nicht beurteilen kannst. Ihr Menschen seid immer noch Kinder, auch wenn ihr uns an Körpergröße und an Zahl übertrefft. Vergesst nie, wer euch gelehrt hat, die Welt so zu sehen, wie ihr sie mit euren armseligen Sinnen niemals hättet erfassen können! Es ist nicht an euch, darüber zu richten, wer unsere Freunde sind und wer unsere Feinde.«

Ich starrte gebannt auf meine alte Freundin und erkannte sie kaum wieder. Tallis, so klein sie war, schien meine große Tante um Haupteslänge zu überragen, und ihre sanftmütigen schwarzen Augen sprühten vor Zorn. Ylenia überraschte mich mit ihrer Reaktion auf die herbe Zurechtweisung. Sie neigte den silberschwarzen Kopf und hob die Hände in einer entschuldigenden Geste.

»Verzeih mir, Nestmutter. Ich sprach aus Sorge um Adina, die mir ans Herz gewachsen ist. Ich wollte niemals die Urteilskraft der Ältesten in Zweifel ziehen.«

»Es ist gut, Nesttochter«, sagte Tallis streng. »Du bist jung und dein Herz ist ungestüm. Ich werde deine Worte vergessen, und auch Tlen-na'Tian hat nicht gehört und seine Augen geschlossen.«

»Danke, Nestälteste«, flüsterte die gescholtene Hexe. Ich starrte mit halb offenem Mund auf die beiden Frauen. Meine Tante, die wahrhaftig eine mächtige und lebenskluge Frau war, wurde abgekanzelt wie ein halbwüchsiges, dummes Schulmädchen und ließ das auch noch brav und widerspruchslos über sich ergehen!

Tallis setzte sich zurück und blinzelte mir zu. Ich schüttelte mich ein wenig und reichte Ylenia die Brosche. Sie dankte mir geistesabwesend und wickelte sie behutsam aus. Das grüne Feuer der geschliffenen Steine schoss durch das Dämmerlicht des kleinen Gemaches und warf blitzende Reflexe auf das runde Gesicht des Grennach. Er blickte die Brosche auf Ylenias Handfläche ebenso konzentriert an, wie er es vorher mit mir getan hatte. Dankbar registrierte ich, dass er keine Anstalten machte, sie anzufassen. Selbst Ylenias sanfte Berührung verursachte mir Beklemmung und das Gefühl, jeder einzelne Nerv in meinem Körper begägne langsam und schmerzhaft zu vibrieren. Just in dem Moment, wo ich glaubte, den ziehenden, zerrenden Schmerz keine Sekunde mehr ertragen

zu können, nickte der Tlen-na-Tian, und Ylenia reichte mir die Brosche mit einem besorgten Blick auf mein Gesicht zurück.

»Es wird schlimmer?«, fragte sie. Ich nickte und steckte das Schmuckstück eilig wieder in die Innentasche meiner Jacke, wo es über meinem Herzen ruhen konnte. Mein Atem beruhigte sich, und ich entspannte langsam und bewusst meine verkrampften Muskeln. Ylenia breitete die Hände aus, als wolle sie etwas damit bekräftigen, was sie zuvor gesagt hatte, und sah die beiden Grennach bedeutungsvoll an.

Tallis nickte langsam. »Also gut«, sagte sie beinahe unfreundlich. »Ich werde meine Schwestern darauf vorbereiten. Aber sie werden es uns nicht leicht machen, Ylen. Es wäre vielleicht einfacher, wenn Ida auch hier wäre, aber so ...« Sie schnaubte.

Ylenia sah meinen fragenden Blick. »Wir wollen die Nestältesten dazu bringen, dir das Herz der Erde zu geben«, erklärte sie knapp. »Ich denke, dass du und Ida nicht zufällig im Besitz von drei der vier Herzen seid. Ida hat Ter'garann und Ter'samas auf sehr seltsamen Wegen erhalten. Ich bin sicher, dass das etwas zu bedeuten hat – und dass meine Mutter wusste, worum es dabei ging.« Sie warf wieder einen kurzen Blick auf Tallis, die bestätigend nickte.

Ich schluckte und versuchte, meine Gedanken zu sortieren. »Und was dann? Was wird sein, wenn ich diese beiden Herzen besitze? Mir macht das eine schon Angst genug.«

Jetzt ergriff Tallis das Wort. »Deine Großmutter war der Überzeugung, dass Ida und du die vorhergesagten Schwestern im Spiegel seid; die, die *finden, was verborgen war, öffnen, was verschlossen war*«, zitierte sie die ominöse Prophezeiung. Sie mied Ylenias bohrenden Blick und fuhr fort: »Elaina, deine Großmutter, ist zufällig bei einer Suche in der Überwelt auf das Herz des Wassers gestoßen, das nun in deinem Besitz ist. Als dann einige Zeit später ihr Zwillingsschwestern auf die Welt kamt, begriff sie, was das zu bedeuten hatte. Ihr werdet das Herz der Welt wiederfinden und damit die verlorene Harmonie, die sonst unabwehlich unsere Welt zerstören wird, wiederherstellen.« Sie schwieg und stellte sich mit einem erschöpften Lächeln Ylenias verletzter Miene.

»Du hast es gewusst und hast mich dennoch danach forschen lassen«, sagte die Hexe vorwurfsvoll. »Warum liebst du mich im Dunkeln tappen, Tallis?«

Die Grennach schwieg. Dann seufzte sie schwer und faltete

wieder die Hände. »Es war besser, es dich selbst erkennen zu lassen«, sagte sie leise. »Deine Mutter – du weißt, dass ich sie liebte, Ylen –, sie neigte manchmal zu Gedankengängen, denen selbst ich nicht so ohne weiteres folgen konnte. Ich habe ihr in vielem blind vertrauen müssen. Doch ich denke, mit ihrer Deutung der Prophezeiung hatte sie Recht. Dass du zu dem selben Schluss gekommen bist, festigt meine Überzeugung. Es wird mir helfen, meinen Schwestern zu erklären, wie wir zu handeln haben. Ich denke, wir werden Hilfe von unerwarteter Seite bekommen.« Sie blickte kurz und ein wenig unbehaglich auf die Krähe, die ich gedankenlos wieder in die Hand genommen hatte.

Ylenia ächzte. »Wenn man das Hilfe nennen kann, was von der Krähe kommt ...« Sie hob unbehaglich die Schultern. Tallis schüttelte stumm und belustigt den Kopf. Dann erhob sie sich und bedankte sich bei dem stillen Grennach-Mann für seine Hilfe. Er nickte würdevoll und sah uns mit Augen, denen nichts entging, nach, als wir hinausgingen.

Ylenia und Tallis wollten nun den Grennach-Ältesten eröffnen, was sie herausgefunden hatten, und ihnen ihre Forderung stellen. »Wir rufen dich dazu, wenn es so weit ist«, sagte Ylenia. »Aber wie ich Tallis' Schwestern kenne«, sie wechselte einen ironischen Blick mit der Grennach, die ihr zustimmend zuzwinkerte, »wird das unter Umständen sogar einige Tage dauern. Jede Stimme will gehört werden, und jede Ansicht will gründlich von allen Seiten betrachtet und gemeinsam besprochen sein, so lange, bis alle sich einig sind.« Sie verdrehte die Augen. »Eine gute Methode, aber entsetzlich langwierig und anstrengend«, setzte sie resigniert hinzu.

Ich tastete verwirrt nach der Brosche über meinem Herzen. In was für eine verwickelte und undurchsichtige Angelegenheit war ich da nur hineingeraten? Und warum hatte meine Tante so heftig auf Jinqx' geschnitzte Krähe reagiert?

Als hätte der Gedanke bewirkt, dass die Person, an die ich dachte, sich vor mir materialisierte, stieß ich in der nächsten Astgabel auf die unordentliche schwarze Gestalt von Jinqx. Der dunkle, lange Mantel hing in zerdrückten Falten um den stämmigen Körper und schien unter meinem Blick ein erstaunliches Eigenleben zu entwickeln. Aus ein paar Schritten Entfernung sah ich fasziniert zu, wie er sich aufblähte und ausbeulte, zuckte und wieder zusammenfiel, wie von einem winzigen, lokalen Sturm erfasst. Jinqx saß still

und völlig gelassen inmitten des wild gewordenen Kleidungsstücks und schnitzte wieder einmal an einem Spielzeug für eins der Grennach-Kinder.

Ein schrilles Quietschen erklang, und der Mantelsaum flog hoch. Ein halbwüchsiges Mädchen krabbelte mit hochrotem Kopf darunter hervor und rannte davon. Ein anderes steckte kurz danach den strubbeligen Kopf aus dem Mantel und sah der Flihenden triumphierend nach. Sie zwitscherte etwas, und Jinx hob einladend einen Arm, damit sie auf den breiten Schoß klettern konnte. Ich kannte sie: Reillis war Jinx' glühendste Verehrerin unter all den Kindern und wich nur ungern von der Seite der Krähe. Sie war noch nicht lange dem Bezirk entwachsen, in dem sich die Männer um die Kinder kümmerten, aber schon eine der Furchtlosesten, wenn es darum ging, waghalsige Verfolgungsjagden und Kletterpartien in den äußersten Zweigen des mächtigen Baumes zu unternehmen. Jinx hatte sie nicht zuletzt deswegen wohl auch so ins Herz geschlossen.

Jetzt saß die wilde kleine Reillis allerdings friedlich auf Jinx' Schoß, hatte ihren Kopf an die breite Brust gebettet und lauschte der weichen Stimme, die leise etwas erzählte, während Jinx Messer und Schnitzarbeit hatte sinken lassen.

Zwar konnte ich nicht verstehen, worum es in der Geschichte ging, aber das gebannte Gesicht des Kindes und die Art, wie es atemlos an Jinx' Lippen hing, verriet mir, dass sie ungeheuer spannend sein musste. Endlich verstummte das leise Raunen. Das Kind seufzte zufrieden. Jinx gab Reillis einen kleinen Klaps, und sie hüpfte vom Schoß herunter und stob davon. Ich sah ihr nach, wie sie in einer halbsbrecherischen Aktion auf den nächsten Ast überwechselte, und grinste. Irgendwie erinnerte das Mädchen mich an ein anderes, ebenso wildes, das sich alleine durch die Straßen von Cairon City geschlagen hatte, immer bereit, zu kratzen, zu beißen und um sich zu treten.

Jinx' dunkle Augen ruhten auf mir. Ich erwiderte den Blick ein wenig unsicher und wurde mit einem winzigen Lächeln belohnt. Wir saßen geraume Zeit friedlich nebeneinander in der kleinen Sonnenpfütze, die durch das Blätterdach tropfte, und schwiegen. Jinx drehte die liebevoll gearbeitete Holzfigur eines kleinen Grennach in den stumpfen Fingern und piff tonlos vor sich hin. Das scharfe kleine Messer glättete hier eine Unebenheit und vertiefte

dort eine Kerbe, die den buschigen Schweif noch etwas dichter aussehen ließ. Ich sah dabei zu, wie die winzige Puppe zum Leben erwachte, und war wieder einmal nahezu gerührt über die Liebe und Sorgfalt, die Jinx auf das schlichte Spielzeug eines Kindes verwendete.

Die groben Hände hielten inne, und Jinx riss den Kopf hoch. Die dunklen Augen verschleierten sich, und während ich fragend in das breite Gesicht vor mir blickte, füllten sie sich mit Tränen. Ich kam auf die Knie und legte meine Hand auf Jinx' kräftigen Arm, ohne eine Reaktion hervorzurufen. Das dunkle Gesicht war zu vollkommener Reglosigkeit erstarrt, eine undeutbare Maske, in der nur die Augen zu leben schienen, aus denen unendliche, unnennbare Qual sprach. Eine Träne löste sich aus dem Augenwinkel und rann langsam über die hohen Wangenknochen zum Kinn.

»Jinx, was ist mit dir?«, fragte ich ernstlich besorgt. Die Sturmkrähe antwortete nicht, nur ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. So saßen wir lange Zeit stumm nebeneinander.

Dann hörte ich Lärm von weit unten. Schrilte Stimmen riefen durcheinander, und ein lauter, verzweifelter Schrei durchbrach das Rauschen der Blätter und das Flüstern des Windes. Ich sah von der erstarrt dasitzenden Person an meiner Seite hinab zu der Stelle, von der dieser Schrei gekommen war.

Die schrillen, erregten Stimmen näherten sich uns nach einer Weile, wurden lauter und verrieten mir auch ohne Sprachkenntnis, dass da eine Gruppe von Grennach herannahte, die vor Schreck oder Trauer oder einer Mischung aus beidem nahezu rasend waren. Der Lärm verstummte erst, als die Ersten der aus Frauen und Männern bestehenden Gruppe sich uns näherten und Jinx erblickten. Sie kamen heran und blieben dicht vor uns stehen, die Augen beinahe vorwurfsvoll auf Jinx gerichtet. Dann teilte sich die Menge, und einer trat vor: ein Grennach-Mann, der einen leblosen, grauenvoll verdrehten kleinen Körper in den Armen hielt. Ich erkannte mit Entsetzen das Mädchen Reillis, das noch vor kurzem so lebhaft den Ast hinabgeturnt war. Es hing zerschmettert und blutig in den Armen des Mannes, der jetzt vor Jinx stehen blieb.

Die stämmige schwarze Gestalt an meiner Seite regte sich unmerklich und hob das Kinn. »Sie ist abgestürzt«, sagte Jinx ohne merkliche Gefühlsregung. Der Grennach-Mann, der unverhohlen weinte, nickte und hob dann in einer verzweifelten, fragenden Ges-

te die Schultern. Jinx schüttelte sacht den Kopf, und der Mann ließ die Schultern sinken. Er schloss die Augen und jammerte leise und wortlos. Dann ging er an uns vorbei, und der schweigende Zug folgte ihm. Ich sah die Blicke, die Jinx trafen, und fröstelte. Die Grennach und das tote Mädchen verschwanden aus unserem Blick.

Bebend wandte ich den Kopf der schwarzen Sturmk Krähe zu. »Du hast es gewusst. Du hast gewusst, was passieren würde, und du hast nichts unternommen!« Ich hörte den Vorwurf in meiner Stimme; ich war gleichzeitig wütend und entsetzt und wollte nicht glauben, was geschehen war. Jinx hätte das Kind warnen können, hätte verhindern können, dass es sich zu Tode stürzte, hatte aber keinen Finger gerührt, um zu helfen. Hatte stattdessen dieses alberne Spielzeug geschnitzt und sich den Bauch von der Sonne wärmen lassen.

Jinx sah mich aus trockenen Augen an und schüttelte nur den Kopf, erbarmungslose Härte in den Winkeln des vollen Mundes. »Ich konnte nichts tun.« Die Worte klangen rau und endgültig. Ich knurrte aufgebracht und blickte fort von diesem unmenschlichen Gesicht vor mir. Mein Blick fiel auf eine grobe Hand, die ein scharfes Messer umklammerte. Blut quoll zwischen den zusammengespreizten Fingern hervor. Ich schrie erschreckt auf, und Jinx zuckte zusammen. Die Faust öffnete sich und ließ das blutige Messer auf den Mantel niederfallen. Ein tiefer, beinahe bis auf die Knochen gehender Schnitt, aus dem ein dunkler Blutstrom schoss, zog sich über die Finger der rechten Hand und ein zweiter quer über die Handfläche. Jinx blickte beinahe gleichgültig darauf nieder, schloss die Faust und steckte sie in die Tasche, als wären die klaffenden, stark blutenden Wunden nichts weiter als unbedeutende Kratzer.

Ich grub hektisch in meinen Taschen herum und fand ein halbwegs sauberes Taschentuch. »Jinx, wir müssen das verbinden«, sagte ich, alles andere vergessend. Jinx schüttelte den Kopf und stand auf. Das Messer klorrte zu Boden. Jinx hob es auf, wischte es nachlässig am Mantel ab und steckte es ein. Hilflos sah ich zu, wie die kompakte dunkle Gestalt zur nächsten Leiter ging und geschickt hinabkletterte, ohne die verletzte Hand zu benutzen.

Überall im Großen Nest herrschte an diesem Tag düstere Bedrückung. Ich hätte niemals gedacht, dass diese freundlichen, fröhlichen Baumbewohner zu einer derart herzerreißenden Trauer um

ein verunglücktes Kind fähig waren, wie ich sie nun in jedem Gesicht sah, das mir begegnete. Um niemandem zur Last zu fallen und ein wenig auch, um in aller Ruhe meine widerstreitenden Gefühle zu prüfen, ließ ich mich auf den Waldboden hinab und wanderte durch die verschlungenen Wurzelgassen. Wieder traf ich Dix, den anscheinend ein ähnlicher Grund hergetrieben hatte. Wir hockten uns bedrückt nebeneinander und teilten uns ein Stück Käse.

»Ich hatte das Gefühl, dass ich da oben jetzt nur störe«, sagte er nach einer Weile.

»Wie läuft's mit Mellis?«, fragte ich, um uns auf andere Gedanken zu bringen.

Er hob die Achseln und grinste schief. »Sie ist großartig«, sagte er aus tiefstem Herzen. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass sie sich wirklich mit mir eingelassen hat, Eddy.« Er blinzelte die Rührung fort, die ihn überkommen hatte, und setzte forsch hinzu: »Sie wäre eine echte Attraktion bei Mutter Gans. Dieser Schweif, den sie da hat ...« Er grinste, und ich gab ihm einen festen Knuff. Sein Grinsen wurde noch etwas breiter und unverkennbar unverschämt. »Und was treibst du so? Wo ist eigentlich dein schmutziger Freund, der Mensch mit dem strengen Körpergeruch?«

»Ach, halt den Mund!«, erwiderte ich heftig.

Dix ließ sich nicht beirren. »Ich muss sagen, dass du mich wirklich überrascht hast, Eddy. Ich bin sogar ein wenig enttäuscht von dir. Mir immer mit dem Verweis auf deine anders gelagerten Vorlieben auf die Finger zu klopfen und dich dann auf dem Absatz umzudrehen, um mit diesem verlausten Exemplar ins nächste Nest zu hüpfen ...« Er schnalzte strafend mit der Zunge und wiegte das Haupt wie eine weise alte Großmutter.

Ich wusste nicht, ob ich lachen oder ärgerlich werden sollte. »Dix, du bist manchmal wirklich zu dämlich. Was weißt du schon von meinen ›Vorlieben‹, wie du es so dezent auszudrücken pflegst? Aber ich darf dich beruhigen, daran hat sich nicht das Geringste geändert. Solltest du also deine Finger wieder einmal nicht bei dir behalten können, mach ich dich wie gehabt zur Schnecke und überlasse den Rest deiner Mellis.«

Dix kicherte, und ich umarmte ihn freundschaftlich. Er sah mich von unten herauf mit seinem treuherzigen Dackelblick an und räusperte sich verlegen. »Ich habe deinen Lumpen sammelnden Freund übrigens unten bei den Ställen gesehen«, sagte er betont

beiläufig. »Er sah übel aus, muss sich wohl geprügelt haben oder so was, jedenfalls war er voller Blut. Ich hab gefragt, ob ich was für ihn tun kann, aber er hat mich ziemlich kurz abgefertigt.«

»Bring mich hin.« Ich sprang auf. Dix verdrehte die Augen, wies mir aber den Weg. Vor einem der leeren Ställe, der dem strengen Geruch nach zu urteilen noch kurz zuvor Ziegen oder Schafe beherbergt haben musste, blieb er stehen und deutete stumm in das dunkle Innere. Ich zögerte einen Augenblick und wandte mich dann zu Dix um. »Wenn meine Tante oder Tallis mich suchen sollte, bin ich hier bei Jinx.« Dix nickte und klappte mir teilnahmsvoll auf die Schulter, ehe er davonstiefelte. Ich blieb noch einen Moment vor dem niedrigen Eingang stehen, dann holte ich tief Luft und tauchte ins Innere.

Es roch durchdringend nach Mist und den scharfen Ausdünstungen der Tiere, die den Stall bewohnt hatten. Unter meinen Füßen raschelte Stroh. Ich tappte auf eine dunkle Masse zu, die reglos an der Rückwand des Stalles lehnte. Bei ihr angekommen, ließ ich meinen Glühstein aufleuchten. Jinx knurrte und hob eine Hand, um die geblendeten Augen abzuschirmen. Dunkle Streifen getrockneten Blutes zogen sich über das breite Gesicht, und auch der lange Mantel zeigte große, dunkle Flecken, wo die verletzte Hand ihn berührt hatte. Ich hockte mich neben Jinx und sagte leise: »Meinst du nicht, es wäre besser, wenn ich dir die Hand verbinde? Du holst dir eine Blutvergiftung, wenn du hier in dem Schmutz hockst.«

Jinx erwiderte nichts, schnaubte nur leise und verächtlich. Ich sah verwirrt und angewidert zu, wie die blutverkrustete, schmutzstarrende Hand eine halb geleerte Flasche hob und an die Lippen führte, die inzwischen ebenfalls ein dunkler Rand von getrocknetem Blut zierte. Aus den tiefen Schnitten sickerte immer noch helles Blut und lief langsam über das Handgelenk. Der Ärmelsaum des Mantels war steif und dunkler als der Rest des Stoffes. Jinx schluckte und reichte mir stumm die rot verschmierte Flasche. Ich zuckte zurück, weniger vor dem schaurigen Anblick, als vor dem Ausdruck der dunklen Augen.

»Jinx, es tut mir leid«, stammelte ich. »Ich hatte kein Recht dazu, dir Vorwürfe zu machen. Aber ich habe einfach nicht verstanden, wie du tatenlos zusehen konntest, wie so ein Unglück passiert. Wenn ich die Gabe hätte, so etwas vorherzusehen ...«

Jinqx hielt mir immer noch reglos die Flasche hin. Ich griff unsicher danach und nahm einen langen Zug.

»Keine Gabe«, sagte die weiche Altstimme schleppend. »Ein Fluch.«

Das blieb das Einzige, was wir in den nächsten Stunden sprachen. Wir betranken uns in dem dunklen Stall, der mit jedem Schluck weniger zu stinken schien. Während mein Kopf von dem starken Schnaps zu schwimmen und meine Glieder schwer zu werden begannen, hatte ich das unheimliche Gefühl, dass Jinqx im Gegensatz zu mir immer nüchterner wurde. Ich sackte langsam in mich zusammen, ein weicher Arm hielt mich fest und bettete mich behutsam auf das schmutzige Stroh. Kleider raschelten und fielen weich um mich herum zu Boden. Etwas wurde unter meinen Kopf geschoben, und etwas anderes deckte mich zu. Dann schlüpfte jemand neben mich unter die Decke und zog mich in eine Umarmung. Ich legte meine Hand auf weiches, nachgiebiges Fleisch und meinen Mund auf eine runde, erstaunlich kleine und feste Brust. Und dort schlief ich ein wie ein Säugling, der mitten in einer Mahlzeit vom Schlaf überrascht wurde, sicher und zufrieden im Arm seiner Mutter.

Als ich die Augen aufschlug, erwartete ich, wieder einmal allein zu sein. Der Platz neben mir war leer, aber Jinqx' Mantel deckte mich immer noch zu. Ich richtete mich auf und hielt dabei stöhnend meinen Kopf fest, der von meinen Schultern zu fallen drohte. »Jinqx?« Meine Stimme war rau und belegt, und in meinem Mund trabten Kamele unter sengender Sonne durch endlosen Wüstensand. Dieser verdammte Schnaps, den Jinqx trank wie Wasser, war erheblich stärker als jeder Synalc, den ich von Cairon kannte.

Das schwache Licht, das vom Eingang her in den Stall fiel, verdunkelte sich plötzlich, als jemand hereinkam. Ich blinzelte und wiederholte: »Jinqx? Bist du das?« Jinqx setzte sich neben mich und reichte mir eine Schale mit Wasser. Ich nahm sie dankbar entgegen und trank in langen, durstigen Zügen. »Ah, das habe ich gebraucht«, sagte ich aufatmend. »Wenn du jetzt noch eine Kopfschmerztablette hättest ...« Jinqx brummte und zog ein Röhrchen aus der Tasche. Eine kleine grüne Tablette fiel in meine Hand. Ich starrte darauf nieder wie auf eine Erscheinung. Zuerst die Zigs und jetzt das hier – Jinqx schien einen ähnlich weiten Weg hinter sich zu haben wie ich.

Ich krabbelte unter dem Mantel hervor, und Jinx schlüpfte hinein wie eine Vogelmutter, die in ihr Nest zurückkehrt. Ich sah ihr Gesicht und ihre Hände im matten Schein des Glühsteins. Sie hatte sich das meiste Blut abgewaschen und ihre verletzte Hand mit einem schmutzigen Stoffstreifen umwickelt. Ich griff danach, aber Jinx entzog sie mir unnachgiebig. »Es ist beinahe verheilt«, sagte sie.

Ich sah sie skeptisch an. Mit einem halben Lächeln wickelte sie den Lumpen ab und hielt mir die verletzte Handfläche hin. Über die Finger und die Handfläche zogen sich zwar zwei hässliche verschorfte Narben, aber Jinx hatte Recht: die Schnitte waren fast verheilt. Ich starrte sie überrascht an. Sie stopfte das Tuch nachlässig in eine der unzähligen Taschen ihres Mantels. »Bis nachher«, sagte sie, bückte sich unter der niedrigen Tür durch und ging. Ich rappelte mich hoch und lief hinter ihr her, aber als ich aus dem Stall trat, war sie bereits verschwunden.

In Anbetracht meines Brummschädels, meines revoltierenden Magens und des durchdringend an mir haftenden Stallgeruchs entschied ich, das Frühstück ausfallen zu lassen und stattdessen zuerst meinen See aufzusuchen, um mich wieder ein wenig präsentabel zu machen. Ich verschlief den halben Tag am Seeufer und wurde nur deshalb noch vor dem Abend wach, weil am Nachmittag ein heftiger Regenschauer niederging, der mich schnell und gründlich aufweckte. Als ich zum Großen Nest zurückkam, herrschte helle Aufregung: die Versammlung der Nestältesten war zu einem Schluss gekommen, und man hatte bereits alles nach mir abgesucht. Mellis und Dix fingen mich ab, als ich zum Gemeinschaftsnest hinaufkraxelte, um mir einen Imbiss zu holen, und schleppten mich vor die Versammlung.

Das Nest war dämmrig erleuchtet. Die finsternen Mienen der Grennach und das eisern beherrschte Gesicht meiner Tante ließen mich Schlimmes erahnen: Anscheinend war die Diskussion nicht nach Ylenias Wünschen verlaufen. Tallis hockte mit verschränkten Armen an einer Fensterluke und blickte hinaus. Ich sah ihren schwarzen Schwanz nervös hin und her zucken. Still an einer Wand hockte Mirin, das Grennach-Gedächtnis.

»Eddy«, sprach Ylenia mich an, kaum, dass ich das Nest betreten hatte. »Gut, dass du endlich kommst, Kind. Ich wollte dich bitten, den ehrenwerten Ältesten Ter'firan zu zeigen. Vielleicht über-

zeugt sie das ja von der Richtigkeit unserer Forderung.« Ylenias Stimme klang scharf und ungeduldig, und die Grennach-Frauen blickten noch ein wenig unwirscher drein. Ich hatte ganz und gar nicht den Eindruck, als würde eine Demonstration antiker Schmuckstücke die Meinung der alten Frauen ändern können. Trotzdem tat ich, was Tante Ylenia von mir verlangte. Widerstrebend legte ich wieder einmal das Herz des Wassers in ihre Handfläche und hockte mich dann still an die Wand. Mein Herz schlug schwer und schnell, und ich hatte Mühe, Luft zu bekommen. Ich merkte, wie mir der Schweiß ausbrach. Kleine Funken tanzten vor meinen Augen.

Die Nestältesten beugten sich über Ter'firan und tuschelten aufgeregt miteinander. Es schien qualvolle Stunden zu dauern, bis eine von ihnen zu Ylenia aufblickte und beinahe bedauernd den Kopf schüttelte.

»Wir können es dennoch nicht tun, Nesttochter«, sagte sie mit klangvoller Stimme. »Ter'briach wurde uns anvertraut von unseren Müttern, und wir können sie nicht einer Fremden geben, auch wenn du uns versicherst, dass sie die Berechtigung dazu hat. Das Herz der Erde ist das höchste Kleinod meines Volkes, das Teuerste, was uns aus der alten Zeit geblieben ist.«

Ylenia seufzte enttäuscht und reichte mir die Brosche zurück. Ich atmete erleichtert aus und verstaute sie wieder in meiner Tasche.

Tallis, die die ganze Zeit scheinbar unbeteiligt aus dem Fenster gesehen hatte, wandte sich heftig um. »Ihr redet töricht und ihr wisst es«, sagte sie scharf. »Wo ist denn Ter'briach, die ihr so eifersüchtig hütet? Kannst du sie mir zeigen, Kallis, so wie Eddy dir Ter'firan zeigen konnte?«

Die Ältesten schwiegen unbehaglich. Dann meldete eine andere sich zu Wort. »Du weißt, wer Ter'briach hütet, Nestälteste«, sagte sie nicht minder heftig. »Du selbst warst es, die die Hüterin ausgewählt hat. Willst du uns nun vorwerfen ...«

»Ich werfe keiner Schwester etwas vor«, unterbrach Tallis sie etwas milder. »Aber, Wullis, du warst selbst dabei, als wir alle uns für die Hüterin entschieden, und du weißt auch sicher noch, warum es uns richtig erschien, so zu handeln. Heute ist die Zeit für den zweiten Schritt gekommen, meine Schwestern. Wir müssen uns von Ter'briach trennen, weil wir nur so das wiedererlangen können,

was uns von allem am Wertvollsten ist.«

»Ter'terkrin«, murmelte eine der Grennach. »Das Herz der Welt.«

Alle schwiegen. Dann schüttelte die erste Sprecherin schwermütig den Kopf und sagte: »Nein, Tallis. Es wäre falsch, Ter'briach für solch ein unsicheres Spiel zu riskieren. Wir sollten dankbar sein, dass wir wenigstens das Herz der Erde noch besitzen, und die junge Riesin bitten, uns Ter'firan ebenfalls zurückzugeben. Zwei der Herzen wären wieder im Mutternest ...« Die Grennach murmelten erregt durcheinander, ihre Stimmen klangen beifällig.

Mir wurde schwarz vor Augen. Die Vorstellung, mich von der Brosche trennen zu müssen, war mir aufs Äußerste verhasst. Wenn das ihre Entscheidung sein sollte, würden sie mir Ter'firan mit Gewalt abnehmen müssen, freiwillig gäbe ich sie nicht mehr her.

»Denkt ihr wirklich, dass diese Entscheidung euch noch zusteht?«, fragte eine Stimme, die sich bisher noch nicht zu Wort gemeldet hatte. Sie schnitt klar und kalt durch das Stimmengewirr und brachte es zum Verstummen.

Ich öffnete die Augen und sah zur Tür. Eine dunkle, schwere Gestalt versperrte dem schwindenden Tageslicht den Eingang. Ylenia atmete scharf ein. Über Tallis' ärgerlich zerfurchtes Gesicht huschte ein Lächeln. »Endlich«, sagte sie. »Du kommst spät, Sturmkrähe, beinahe zu spät.«

»Ich komme niemals zu spät«, erwiderte Jinx lapidar und trat ein. Die Ältesten sahen ihr stumm entgegen. Jinx hockte sich in die Mitte des Raumes und betrachtete nacheinander die Anwesenden. Der Mantel mit den dunklen Blutflecken war über und über mit Mist verkrustet, und in Jinx' krausem Haar hing Stroh. Ihre bloßen Füße starrten vor Schmutz, Hände und Gesicht trugen immer noch Spuren des getrockneten Blutes. Dennoch beherrschte ihre kompakte Gestalt den Raum und degradierte alle anderen Anwesenden zu beinahe körperlosen Figuren. Selbst meine große Tante verblasste nahezu vor der machtvollen Dunkelheit, die wie ein schwarzes Loch das Zentrum des Nestes ausfüllte.

Das war es wohl, was Jinx vor allem ausmachte, sie schien erheblich mehr Substanz zu besitzen als jede andere und brauchte gleichzeitig nicht durch irgendwelche Handlungen einen Beweis für ihre Existenz zu liefern: Sie war einfach ganz und gar da.

»Nestälteste?«, fragte sie und begann, ihre Pfeife zu stopfen. Ih-

re dunklen Augen ruhten mit der ihnen stets innewohnenden Belustigung auf Tallis.

Meine alte Freundin hob ihre Hände und zischte leise und erbot. »Du hast gehört, was meine Schwestern gesagt haben.«

Jinx schloss die Lippen um das Mundstück der kleinen Pfeife und musterte wieder die anderen Grennach. Die alten Frauen wirkten gleichzeitig mürrisch und verängstigt, wie Kinder, die den Tadel einer strengen Lehrerin erwarteten. Ich warf einen Seitenblick zu meiner Tante, die mit verschränkten Armen an der Wand lehnte. Sie schien zu dem Schluss gekommen zu sein, dass sie hier und jetzt nichts weiter ausrichten konnte, und beobachtete wie ich das Schauspiel.

Jinx stieß gemächlich eine Rauchwolke aus und nahm die Pfeife aus dem Mund. Sie stocherte mit dem Finger darin herum und schob sie wieder zwischen ihre kräftigen weißen Zähne. Dann kratzte sie sich ausgiebig am Bauch und paffte wieder einige bläuliche Wölkchen. Die Ältesten begannen unruhig hin und her zu rutschen.

»Jinx«, setzte eine von ihnen an und warf Tallis einen flehenden Blick zu, den diese ungerührt erwiderte. »Jinx, du wirst doch verstehen, dass wir Ter'briach nicht einfach so hergeben können. Wer ist dieses junge Ding, das ihre Hüterin sein soll? Wir kennen sie nicht. Wir wissen nicht, ob sie das Herz der Erde für uns bewahren kann ...«

Jinx schnaubte, und die alte Grennach verstummte hilflos. »Ihr wollt Ter'briach lieber selbst hüten?«, fragte Jinx. Die Ältesten wechselten unbehagliche Blicke. Dann raffte sich die erste Sprecherin, Kallis, wieder zu einer Entgegnung auf.

»Wir *werden* Ter'briach wieder selbst hüten«, sagte sie entschlossen. Die anderen raunten erregt. Tallis schlug erbittert die Hände ineinander, aber sie schwieg.

Jinx blinzelte spöttisch. »Helft mir, mich zu erinnern«, sagte sie sanft. Mirin, der Tlen-na Tian, rührte sich zum ersten Mal und setzte sich aufrechter hin. »Keine von euch war bereit, Ter'briach zu tragen, das Herz, das schwerer wiegt als seine Schwestern. Nicht eine von euch hatte die Kraft, das Herz der Erde zu hüten, die ewige Last von Ter'briach zu ertragen. Nicht eine von euch, Nestälteste.« Sie blickte die Grennach der Reihe nach an, und alle schlugen die Augen nieder. Nur Tallis stand da, ein triumphierendes und

gleichzeitig trauriges Glimmen in den Augen.

»Wir haben es versucht«, sagte sie weich. »Alle haben wir es versucht, und keine von uns konnte Ter'briach meistern. Wir sind nicht wie unsere Vorfahren, wir sind schwächer geworden, der alten Kräfte nicht mehr in dem Maße mächtig, wie unsere Ahninnen es einst waren.« Sie blickte Ylenia traurig an. »Eine der Töchter gab uns weisen Rat, Nestschwestern. Eine Tochter, die nicht von unserem Fleische ist, aber im Geiste die Würdigste von allen. Und wir beschlossen, dem Rat zu folgen.« Tallis sah langsam in die Runde. Die Ältesten wirkten nachdenklich, die eine oder andere begann leise und zweifelnd zu nicken.

Jinx legte ihre groben Hände auf die Knie, die Handflächen nach oben gekehrt. »Adina ist Ter'firans Trägerin«, sagte sie. »Ihre Schwester Anida hütet Ter'garann und Ter'samas. Zwei Schwestern aus dem Menschengeschlecht, Spiegelschwestern. Und sie hüten Kleinodien, die seit Äonen getrennt und verloren waren. ›Schloss und Schlüssel finden, was verborgen war‹, zitierte sie leise.

Einige der Ältesten seufzten. Kallis allerdings schien immer noch nicht überzeugt zu sein.

»Es ist falsch«, sagte sie heftig. »Es war damals schon falsch, Ter'briach aus den Händen zu geben. Wir hätten uns mehr bemühen müssen ...« Sie sah Beifall heischend in die Runde. Zweifelnde und zustimmende Blicke begegneten ihr gleichermaßen.

Jinx schüttelte nachsichtig den Kopf und begann, ihre Taschen zu durchsuchen. Sie kramte und grub, schüttelte ärgerlich den Kopf, zerrte den besudelten Mantelsaum unter einem Bein hervor, um besser an eine der unteren Taschen zu kommen, fand auch dort nichts, hob eine Pobacke, fingerte in den hinteren Taschen herum und stöhnte endlich erfreut auf. Die Ältesten sahen der Suchaktion entgeistert und mit steigendem Entsetzen zu. Keine von ihnen gab auch nur den leisesten Kommentar dazu ab, aber ihre Gesichter sprachen Bände. Ylenia hatte sich halb abgewandt und verbarg ein Lächeln, Tallis lachte breit.

Jinx faltete einen unbeschreiblich schmutzigen Lumpen auseinander und hielt seinen Inhalt schweigend empor. Ich schnappte nach Luft. Es blitzte in allen Schattierungen zwischen sonnigem Gelb und warmem, erdigem Braun. Die Ältesten starrten gebannt auf das Schmuckstück. Einige von ihnen hatten Tränen in den Augen. Jinx hielt ihnen das Herz der Erde schweigend entgegen, aber

keine der Grennach wagte es zu berühren. Ich musste ein Kichern unterdrücken. Das unschätzbare Kleinod dieses Volkes ruhte also für gewöhnlich irgendwo in den unergründlichen Tiefen von Jinqx' Taschen, in der Gesellschaft von Tabakkrümeln, Kopfschmerztabletten, diversen Schnapsflaschen, altem Brot und schmierigen Lumpen ... wahrhaft ein edler, angemessener Schrein für eine Kostbarkeit von solcher Bedeutung!

Tallis musste etwas von meinen Gedanken aufgefangen haben, denn sie blinzelte mir zu. Jinqx hielt immer noch Ter'briach in der schmutzigen, vernarbten Hand.

»Ich nehme sie auf mich«, sagte Kallis entschlossen. »Ich werde Ter'briach für uns hüten, meine Schwestern. Das Herz der Erde muss wieder zu den Grennach zurückkehren, das allein kann die Lösung sein.« Sie hielt Jinqx auffordernd die schmale Hand hin. Jinqx zuckte fatalistisch mit den Achseln und reichte der alten Grennach das Schmuckstück. Alle hielten den Atem an. Meine Tante machte unwillkürlich einen Schritt nach vorne, als wollte sie die Übergabe verhindern.

Kallis lächelte triumphierend, als das Herz der Erde in ihre Hand fiel. »Seht ihr«, begann sie und verstummte. Ein leises Stöhnen kam von ihren Lippen, sie wankte und wurde bleich. Jinqx beobachtete sie aus halb geschlossenen Augen, ein leises, unangenehmes Lächeln spielte um ihren Mund. Kallis lehnte sich schwer gegen eine ihrer Schwestern. Ihre Finger krampften sich um das Herz der Erde, und die Kanten der Brosche schnitten tief hinein. Einige helle Blutstropfen fielen zu Boden.

»Lass sie los«, riefen ihre Schwestern durcheinander. »Gib sie der Krähe zurück, Kallis. Lass Ter'briach fallen, du verletzt dich!« Die Grennach konnte die besorgten Rufe offensichtlich nicht mehr hören. Sie war zu Boden gesunken und wand sich in heftigen Krämpfen. Ihre Augen waren verdreht und vor ihren zerbissenen Lippen stand blutiger Schaum. Jinqx hockte still da und betrachtete ungerührt das grausige Schauspiel.

»Mach dem ein Ende, Jinqx«, bat Tallis. Jinqx schüttelte schweigend den Kopf. Ylenia hockte sich neben die stöhnende Kallis und versuchte vergeblich, ihre verkrampften Finger zu öffnen.

»Nein«, sagte Jinqx scharf. »Nicht du, weiße Hexe. Sie würde dir genauso schaden!« Ylenia sank auf ihre Fersen zurück und starrte Jinqx an. Dann wandten beide wie auf ein geheimes Kommando

den Kopf und sahen zu mir. Jinx nickte. Ich erhob mich zögernd und ging auf die verkrümmt daliegende Kallis zu. Mein flehender Blick traf sowohl bei Ylenia als auch bei der dunklen Frau auf un-nachgiebige, wengleich ermutigende Mienen. Also seufzte ich ergeben, hockte mich neben Kallis und fasste behutsam nach ihrer eisern geballten Faust. Die Finger gaben weich unter meinem tastenden Griff nach und öffneten sich. Das Herz der Erde lag unschuldig funkelnd da. Ich nahm es mit einem bebenden Atemzug zwischen Daumen und Zeigefinger, überzeugt davon, dass ich gleich diejenige sein würde, die sich in Krämpfen auf dem Boden wand. Jemand schrie leise auf.

Stauend betrachtete ich das Schmuckstück in meiner Hand. Es lag da, kühl und strahlend, und schien leise im Takt meines Pulses zu vibrieren. Ich blickte auf und begegnete den verblüfften Blicken der Grennach. Jinx kaute auf ihrer Pfeife herum und schmunzelte. Meine Tante kümmerte sich um die ohnmächtige Kallis, und meine alte Freundin Tallis lehnte an der Wand. Unter ihren geschlossenen Lidern quollen Tränen hervor.

»Hüterin«, flüsterte eine Grennach. Eine andere wiederholte das Wort.

Tallis hob die Hände. »Nun seht ihr es selbst, meine Schwestern. Ihr seht, dass wir die Entscheidung schon vor Jahren getroffen haben. Es liegt nicht mehr in unseren Händen, über Ter'briach zu entscheiden. Wir werden über das reden, was hier geschah, wenn unsere Gemüter sich beruhigt haben. Lasst mich nun mit der neuen und der alten Hüterin allein, ich bitte euch.« Die Grennach-Ältesten erhoben sich ohne Widerspruch und verließen das Nest, Kallis zwischen sich führend, die inzwischen wieder bei Bewusstsein war, wenn auch überaus benommen.

Ich blickte wieder gebannt auf das Herz der Erde nieder, das so harmlos in meiner Hand lag. Ylenia setzte sich schweigend neben mich und ließ in einer tröstenden Geste ihre Hand auf meiner Schulter ruhen. Ihre Augen ruhten in seltsamer Distanz auf Jinx, die in aller Seelenruhe ihr Schnitzmesser hervorgeholt hatte und damit ein kleines Stück rötlichen Holzes bearbeitete. Ich löste bedauernd meine Augen von Ter'briach und reichte sie mit einem langen Seufzer Jinx. Sie sah darauf nieder und blickte mich dann reglos an, ohne irgendwelche Anstalten zu machen, sie mir abzunehmen.

»Das geht nun nicht mehr«, sagte Tallis. »Ter'briach ist die größte Bürde von allen. Du bist auserwählt, sie zu tragen, und ich bedaure das von ganzem Herzen. Du kannst dich nicht mehr von ihr trennen, jedenfalls nicht, ohne dein Leben zu gefährden.«

»Aber Jinqx hat sie auch getragen und konnte sich ohne weiteres wieder von ihr trennen«, gab ich kläglich zu bedenken. Es stimmte, etwas in mir widerstrebte heftig bei dem Gedanken, Ter'briach wieder fortzugeben. Jinqx sah mich an und lächelte dünn. Mir war, als könne sie meine innersten Regungen erkennen. Sie streckte die Hand aus und sah mich spöttisch an. Ich fingerte zögerlich an der Brosche herum. Meine Hand schloss sich um das Herz der Erde. Ich warf Jinqx einen trotzigen Blick zu. Niemand würde mir Ter'briach entreißen, niemand! Sie gehörte mir, und das für alle Zeiten. Ich allein war ihre rechtmäßige Hüterin. Jinqx' Lächeln wurde breiter und ein wenig traurig. Tallis seufzte, und Ylenias Griff um meine Schulter verstärkte sich.

»Das war es, was auch deine Großmutter erleben musste«, sagte Tallis leise. »Du kannst die Herzen nicht mehr fortgeben, wenn sie dich erkannt haben. Lieber würdest du sterben, als dich von ihnen zu trennen. Verstehst du, Eddy? Ich wusste, dass deine Großmutter tot ist, als ich Ter'firan fand. Elaina hätte sie sonst niemals zurücklassen können.«

Ich wagte nicht, ihren Blicken zu begegnen. Was hatte das alles mit mir zu tun? Ich wollte nichts davon wissen, und ich wollte nichts mehr, als diese unheilvollen Herzen wieder loszuwerden. Schon bei dem Gedanken daran brach mir allerdings der kalte Schweiß aus. Tallis' mitleidvolle Augen entließen mich und richteten sich auf die gelassen dahockende Jinqx. »Danke, Sturmkrähe«, sagte die alte Grennach. »Du hast die Last lange getragen und meinem Volk einen unschätzbaren Dienst damit erwiesen. Ich wollte, ich könnte dich angemessen entlohnen.«

Jinx lachte. »Du schuldest mir keinen Dank, Nestälteste. Ter'briach war mir keine Last. Was mich bedrückt, ist anders beschaffen.« Sie stand auf und schüttelte ihre Kleider zurecht. »Wenn ihr mich nun nicht mehr benötigt, werde ich gehen. Ich war sehr lange hier bei euch und muss nun weiterziehen.«

Tallis nickte voller Bedauern. »Ich hatte gehofft, du würdest bleiben, bis dies hier vorbei ist«, sagte sie traurig. Sie warf mir einen flüchtigen Blick zu. »Gibt es hier wirklich nichts, was dich noch

halten könnte?»

Ylenia regte sich unbehaglich, und Jinx zögerte. »Es wäre nicht sehr anständig, oder?«, fragte sie. »Ich muss weiterziehen, Nestälteste, das weißt du. Jetzt fällt der Abschied noch leicht, doch später würde er sehr schmerzen.«

Tallis senkte den Kopf. Ich sah, dass sie mit sich kämpfte. Dann blickte sie auf, und ihr Gesicht war hart. »Ich bitte dich, zu bleiben, Sturmkrähe«, flüsterte sie. »Deine Anwesenheit wäre hilfreich. Ich muss das Schicksal unserer Welt über das von Einzelnen stellen, auch wenn es schmerzhaft ist.«

Jinx sah sie mit unbewegter Miene nachdenklich an, und meine Tante seufzte schwer. »Ich helfe euch, Nestälteste«, sagte Jinx schließlich. Ihre schwarzen Augen musterten mich flüchtig. Ich glaubte, einen Schatten des Bedauerns in ihnen zu erkennen.

»Danke«, sagte Tallis leise. »Wir sind abermals tief in deiner Schuld.«

»Das seid ihr«, erwiderte Jinx hart und ging hinaus.

~ 2 ~

Marten führte sie auf einem anderen Weg zurück, als sie gekommen waren. In einer engen Gasse hielt er vor einer heruntergekommenen Spelunke an und schob Ida wortlos durch die Tür. Sie war zu benommen, um nach dem Grund dieser Rast zu fragen. Teilnahmslos sah sie zu, wie Marten den Wirt begrüßte und einige leise Worte mit ihm wechselte. Der Kahlkopf nickte und zeigte ein zahnlückiges Grinsen, bevor er mit einer einladenden Geste eine Tür in der hintersten Ecke des Schankraumes öffnete. Marten nahm Ida beim Arm und schob sie in ein dunkles, muffig riechendes Zimmerchen mit einem großen Bett, einem wackligen Tisch und zwei Stühlen. Der kahlköpfige Wirt öffnete ein Fenster, um Licht und etwas frischere Luft hineinzulassen, und wartete geduldig, bis Marten Ida auf einen Stuhl niedergedrückt hatte.

»Bring uns einen Imbiss und zwei ordentliche Humpen von deinem starken Bier«, bestellte Marten. Der Wirt zwinkerte ihm zu und kehrte kurz darauf mit dem Gewünschten zurück. Marten griff wie ein Verhungerner nach dem Brett, auf dem Brot und fetter Speck lagen, und säbelte sich dicke Scheiben ab.

»Was soll das hier geben?«, raffte Ida sich zu einer Frage auf. Die Betäubung ließ langsam nach und wich einem zerrenden, zornigen Schmerz.

»Ich habe nicht vor, dich um dieses Bett zu jagen, falls es das ist, was du befürchtest«, erwiderte der Dicke kauend. »Ich dachte nur, wir wollten uns in aller Ruhe ansehen, was Devvy über deinen Bruder

rausgefunden hat.«

Ida zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Ja, warum nicht«, sagte sie matt und blickte hinunter auf den Tisch. Eine riesige Pranke packte sie an der Schulter und schüttelte sie grob durch.

»He, Prinzessin, so mag ich dich nicht«, knurrte Marten und funkelte sie an. »Verdammt, reiß dich zusammen! Wegen dem hier«, er hielt ihr den zusammengefalteten Bogen Papier vor die Nase, »hab ich bei der Khanÿ meinen Hintern riskiert, also werden wir uns jetzt auch gefälligst damit beschäftigen. Wenn du allerdings lieber hier rumsitzen und vor Selbstmitleid zerfließen willst – bitte. Aber komm mir nachher nicht angewinselt, weil du es dir wieder mal anders überlegt hast.«

Er knallte Devvys Bericht vor Ida auf den Tisch und sah sie derart verächtlich an, dass die dünne Haut über ihrem Zorn aufplatzte. Sie sprang auf und schlug blindlings zu. Ihre Faust traf mit einem befriedigend satten Geräusch mitten in Martens höhnisches Gesicht und ließ den schweren Mann überrascht aufjaulen und zurücktaumeln. Ida setzte ihm nach und konnte ein zweites und drittes Mal zuschlagen, ehe ihre Faust von seiner eisenharten Hand abgefangen und sie selbst schmerzhaft gegen die Wand geschmettert wurde. Dort hielt der fette Mann sie mit seinem Bauch eingeklemmt, während er heftig atmend ihre Arme gegen die Wand drückte.

Ida starrte ihm aus nächster Nähe ins Gesicht und registrierte befriedigt die aufgeplatzte Lippe, aus der helles Blut über das Kinn rann, und eine rasch aufblühende Schwellung unter seinem linken Auge.

Beide funkelten sich hasserfüllt an. Marten atmete stoßweise und keuchend und drückte Ida mit seinem ganzen Gewicht hart gegen die rissige Wand. Sie spannte ihre Muskeln an und versuchte sich mit aller Kraft freizumachen, aber gegen die wuchtige Masse des dicken Mannes hatte sie keine Chance.

»Lass mich los, du widerlicher Fettwanst!« Sie verdrehte ihr Handgelenk in seinem klammernden Griff.

»Ich denke nicht daran«, knurrte Marten böse. Sein Atem beruhigte sich langsam, und er leckte sich das Blut von der geschwellenen Lippe. Sein Gesicht zuckte ungläubig. Er stieß ein schnaubendes Lachen aus und ließ Ida so plötzlich frei, dass sie taumelte und schwer gegen ihn fiel. Er fing sie auf und hielt sie fest, aber der Schwung, den sie hatte, reichte aus, um ihn ebenfalls aus dem Gleichgewicht zu bringen. Er krachte wie ein gefällter Baum rück-

wärts zu Boden, und sein Kopf schlug hart und dumpf auf die Diele.

Ida landete weich auf all den Fleischpolstern, kämpfte sich mühsam wieder hoch und lehnte sich keuchend gegen das Bett.

Marten lag still auf dem Rücken und starrte gegen die Decke. Dann hob ein langer, schwerer Atemzug seinen Bauch, und er begann, laut und hilflos zu lachen. Ida sah ihn reglos an, dann stieß sie einen gleichzeitig erbitterten und belustigten Laut aus und reichte ihm die Hand, um ihm aufzuhelfen.

Marten lehnte sich neben sie ans Bett und betastete vorsichtig die Beule unter seinem Auge. »Du hast eine wirklich bemerkenswerte Technik, holde Prinzessin«, sagte er vergnügt. Ida warf ihm einen schrägen Seitenblick zu und grinste unbehaglich.

»Es tut mir leid, edler Ritter«, murmelte sie schuldbewusst. »Du hättest mich aber auch nicht derart in Rage versetzen sollen.«

Er hielt ihr seine Pranke hin. »Freunde?«

Ida zögerte einen Moment, dann schlug sie ein. »Freunde, mein dicker Ritter.« Einen Moment lang saßen sie friedlich nebeneinander und sahen sich ein wenig verwundert an. Dann stand Ida auf und ging zum Tisch. Sie sah sich suchend um und tauchte dann kurz entschlossen ihren Hemdzipfel in einen Bierkrug. Marten protestierte lautstark über diese Vergeudung eines guten Getränkes, aber sie ignorierte sein Gejammer und säuberte vorsichtig sein blutverschmiertes Kinn, bis er sie ungeduldig beiseite schob.

»Lass gut sein, Prinzessin. Ich wende Bier lieber an einem anderen Körperteil an.« Er nahm ihr den Humpen ab, um ihn in wenigen durstigen Zügen zu leeren.

Ida schüttelte belustigt den Kopf und hielt ihm den anderen Humpen auch noch hin. Dann griff sie nach dem zusammengefalteten Papier und glättete es mit der Handfläche. »Wer ist Devvy?«, fragte sie.

Marten steckte ein großes Stück fetten Specks in den Mund und murmelte undeutlich: »Einer der Männer, die für uns die Augen aufhalten.« Er schluckte und setzte hinzu: »Eine Organisation wie die unsere ist darauf angewiesen, über alle möglichen Dinge auf dem Laufenden zu bleiben. Was planen Gegner und Konkurrenten, wie sehen die Aktivitäten der staatlichen Organe aus, wo könnte ein gutes Geschäft auf uns warten und so weiter.« Er blinzelte. »Du weißt schon. Devvy ist einer der Mitarbeiter, die diese Informationen für uns sammeln.«

Ida starrte auf das Geschriebene nieder, ohne es wirklich zu sehen. »Seit wann leitet Dorkas die Organisation?«, fragte sie tonlos.

»Seit vier Jahren. Wir haben davor allerdings einige Jahre gebraucht, um die richtigen Leute einzuschleusen und andere aus dem Weg zu räumen, damit Dorkas die Organisation schließlich im Handstreich übernehmen konnte. Es war eine lang geplante und sorgfältig durchgeführte Aktion. Die Khanj ist gerissen, hinterhältig und ausgesprochen geschickt. Ich kenne keine andere Frau, die das geschafft hätte. Und seit sie den Laden führt, läuft das Geschäft wie nie zuvor.« In seiner heiseren Bassstimme klang unverhohlene Bewunderung mit.

»So lange schon. Dann hat sie uns also die ganze Zeit belogen.« Ida presste die Lippen zusammen. »Bekommst du oft den Auftrag, jemanden umzubringen?«, fragte sie hart.

Marten vollführte eine hilflose Geste. »Nicht mehr so häufig. Früher, als wir die Führungsposition der Khanj noch festigen mussten, war es hin und wieder nötig, an jemandem – nun ja, ein Exempel zu statuieren oder einen Konkurrenten auszuschalten. Inzwischen ...«, er hob die Schultern und sah Ida beinahe flehend an. »Prinzessin, das ist es, was ich gelernt habe. Ich war Söldner, vergiss das nicht. Menschen umzubringen ist mein Beruf.«

Ida lachte böse auf. »Ein gelernter Mörder. Ich pflege doch wirklich einen feinen Umgang.«

Marten zuckte mit seinen schweren Lidern, erwiderte aber nichts. Er griff wieder nach seinem Messer und zog sich das Essensbrett heran. »Was schreibt Devvy?«, fragte er nach einigen Momenten hingebungsvollen Kauens und Schluckens.

Ida schob ihm mit spitzen Fingern den Brief hin und legte seufzend das Gesicht in die Hände. Er überflog das Schreiben und stocherte sich in den Zähnen herum. »Nicht sehr aufschlussreich.« Er schnalzte bedauernd mit der Zunge und lehnte sich gegen die knarrende Stuhllehne. »Devvy war immer schon ein sehr vorsichtiger Mann. Wenn er Informationen für wichtig hielt, hat er sie nie einem Schreiben anvertraut, sondern immer darauf gedrungen, der Khanj oder mir persönlich zu berichten.« Er griff nach dem Schreiben und las erneut die wenigen Zeilen.

»Ein junger Mann wird seit einiger Zeit in der Zitadelle gefangen gehalten. Es könnte sich um den Gesuchten handeln. Vielleicht lässt es sich einrichten, dass Marten herkommt und mir eine genauere Beschreibung des Mannes gibt.«

Marten grunzte und faltete das Papier sorgfältig zusammen. »Typisch. Devvy geht auf Nummer Sicher. Wir werden ihn aufsuchen

und mit ihm sprechen müssen, Prinzessin.«

Ida nickte resigniert. »Also gut. Aber danach trennen sich unsere Wege.«

Der dicke Mann starrte sie an, das Messer, mit dem er am Speck herumgesäbelt hatte, reglos in seiner Hand. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es gesagt habe. Du hast deine Arbeit getan, und ich danke dir dafür. Ab jetzt kann ich mich alleine durchschlagen.«

Marten stieß einen Fluch aus und warf das Messer klirrend auf den Tisch. »Du kannst nicht alleine durch den Hort reisen. Es ist zu unsicher, Prinzessin. Die Situation hier macht inzwischen sogar mir Angst.«

Idas Lippen zuckten verächtlich. »Falls du dich um dein Honorar sorgst, kann ich dich beruhigen. Du wirst dein Geld bekommen und noch einen anständigen Bonus dazu, wenn dieser Devvy mir etwas Nützliches mitzuteilen hat. Zufrieden, mein geldgieriger Freund?«

Martens Augen verengten sich zu grünlich glimmenden Schlitzeln. »Das war hässlich. Aber ich habe verstanden, Prinzessin.«

Er legte wortlos einige Münzen auf den Tisch und deutete zur Tür. Ida nickte zufrieden und folgte ihm.

Auf ihrem stummen Marsch hatte Ida reichlich Muße, sich umzusehen. Es waren kaum Leute unterwegs. Die wenigen, die ihnen begegneten, drückten sich mit gesenkten Augen an den Mauern der Häuser vorbei. Sie schienen nur darauf bedacht, möglichst schnell wieder ins schützende Innere eines Gebäudes zu gelangen. Hin und wieder traf Ida und ihren Begleiter ein misstrauischer Seitenblick, aber selbst das schien mehr Mut zu erfordern, als die meisten aufzubringen wagten.

Deshalb erschrak Ida heftig, als sie aus einer schmalen Straße auf einen großen Platz gelangten, auf dem sich eine unüberschaubare Menschenmenge versammelt hatte. Das Erschreckendste war allerdings die Stille, die sogar über diesem Ort hing. Kaum mehr als das leise Rascheln von Kleidern, hin und wieder das gedämpfte Murmeln einer Stimme oder ein unterdrücktes Husten und das leise Scharren von Füßen ließen sich vernehmen.

Marten packte Ida hart am Arm und riss sie zurück. Er drückte sie eng an eine Mauer und bedeutete ihr, sich ruhig zu verhalten. Marten streckte den Kopf vor und musterte die einmündenden Gassen und Straßen. Dann gab er Ida einen scharfen Wink und kehrte den Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie bogen in die nächste enge Gasse ein, die vom Platz wegführte, und folgten ihr bis zur nächsten

Kreuzung.

»Wir umgehen den Platz«, sagte Marten kurz angebunden. Ida hielt ihn am Ärmel fest und hob fragend die Brauen. Der Dicke gönnte sich ein halbes Lächeln. »Du willst alleine weiter, hm?«, sagte er sarkastisch. »Wahrscheinlich wärest du auch einfach so über den Platz marschiert, wie, Prinzessin? Nun, du wärest mitten in eine öffentliche Hinrichtung geplatzt, meine Liebe. Hätte das dir Freude gemacht? Zuzusehen, wie so ein armes Schwein, das das Pech hatte, den Protektoren in die Quere zu kommen, ausgepeitscht und dann geköpft wird?«

Ida schauderte, und Marten nickte. »Das sind die wahren Verbrecher, holde Prinzessin. Einem Khan gefällt deine Nase nicht, und du hast das Pech, zu einer der unteren Kasten zu gehören und dich nicht freikaufen zu können – schade um deinen Kopf.«

Ida entgegnete nichts darauf, und Marten deutete mit einer ironischen kleinen Verbeugung auf die nächste Querstraße.

Devy bewohnte ein schäbiges kleines Haus am Rande des engen, stinkenden Kanals, der die Stadt durchzog. Marten klopfte einen rhythmischen Trommelwirbel an die Tür.

Eine Stimme rief: »Komm schon rein, Marty. Die Tür ist offen.«

Marten schob die Tür auf und trat in den dunklen, kühlen Flur. »Du wirst doch nicht etwa unvorsichtig, mein Guter?«, rief er.

»Wie kommst du darauf?«, antwortete die Stimme. »Ich habe dich schon von weitem heranwalzen sehen, mein Bester. Du bist schließlich nicht gerade geschrumpft.«

Sie traten durch eine niedrige Tür in ein helles Zimmer. Am Fenster saß ein schmaler junger Mann, der ihnen mit freundlichen, hellbraunen Augen entgegensah. Er begrüßte Marten herzlich und reichte dann Ida etwas reservierter, aber immer noch liebenswürdig, seine Hand.

»Das ist Ida, eine alte Freundin der Khanj«, stellte Marten sie mit einem bissigen Unterton vor. Ida warf ihm einen mörderischen Blick zu und lächelte dann den jungen Mann an.

Devy wies stumm auf zwei Sitzgelegenheiten und lehnte sich dann entspannt zurück. »Du kommst wegen des Mannes, auf den ihr mich angesetzt habt, richtig?«

Marten nickte und wies mit einem Ruck seines schweren Kopfes auf Ida. »Ihr Bruder, zumindest hoffen wir das.«

Devy blickte unbehaglich auf seine Hände nieder. »Ich wünsche

es Euch nicht, Lady. Der Mann, den ich meine, wird in der Zitadelle gefangen gehalten. Da kommt keiner rein oder raus. Eine Befreiungsaktion wäre glatter Selbstmord.« Er seufzte und lieferte eine Beschreibung des Betreffenden. Ida lief es kalt und heiß über den Rücken, und Marten knurrte missvergnügt. Dann blickte er Ida an und nickte mit einem Achselzucken. »Er scheint es zu sein, Prinzessin, meinst du nicht auch?«

Ida nickte und holte tief Luft. »Es muss einen Weg geben, wie ich dort hineinkommen kann. Euch ist es doch auch irgendwie geglückt, Devvy.«

»Kein Weg, der Euch offen stünde. Und ich selbst werde mich dort besser auch nicht mehr blicken lassen. Es sind nicht die Protektoren, die ich fürchte, Lady. Da gibt es seit einiger Zeit wieder einen Schwarzen Magier, der in der Zitadelle wohnen soll. Ich kenne keinen guten Schutz gegen Schwarze Magie, du, Marty?«

Marten antwortete nicht. Er musterte Ida, die bleich und mit entschlossener Miene vor sich hin starrte, und seufzte leise. »Diesen Gesichtsausdruck kenne ich, Prinzessin. Meinst du nicht, es wäre besser, deine Entscheidung noch einmal zu überdenken?«

Ida fuhr auf. »Wie könnte ich? Soll ich Albuin einfach so seinem Schicksal überlassen, meinst du das? Ich muss mir zumindest ein Bild verschaffen, mich mit eigenen Augen davon überzeugen, was dort vor sich geht. Ich gehe zur Zitadelle, Marten, und wenn du deswegen platz!«

Marten grinste traurig. »Davon ging ich aus. Nein, ich meinte deine Entscheidung, mich aus dem Spiel zu nehmen.«

Ida presste die Lippen aufeinander. »Erzählt mir alles, was Ihr über die Zitadelle wisst«, wandte sie sich heftig an Devvy. Der warf Marten einen fragenden Blick zu und begann auf das Nicken des dicken Mannes hin zu berichten.

»Das ist nicht viel«, sagte Ida, als er geendet hatte. »Also habt Ihr Albuin selbst gar nicht zu Gesicht bekommen, ist das richtig?«

»Meine Gewährleute haben mir seine Beschreibung gegeben. Einer von ihnen hat gehört, wie der Name Albuin erwähnt wurde und dass der junge Mann ein Zauberer sei, ein Grauer Magier.«

Ida seufzte. »Ich muss dorthin. Ich kann ihn doch nicht sich selbst überlassen, den dummen Jungen.« Sie dankte Devvy und stand auf.

Marten erhob sich schwerfällig und legte dem jungen Mann seine Pranke auf die Schulter. »Wie geht es deiner Schwester?«, fragte er

gedämpft.

Devvy hob resigniert die Hände. »Es wird langsam gefährlich für sie. Wir haben sicherheitshalber ihre Kinder schon mal über die Grenze ...« Er unterbrach sich und warf einen Blick auf Ida.

Marten nickte und klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. »Die Khanÿ hat Matelda benachrichtigt, sie wird für die Kinder sorgen. Sag deiner Schwester, sie soll sich rechtzeitig absetzen, es nützt niemandem, wenn die Protektoren sie in die Finger bekommen. Die Khanÿ hat ihre Papiere fertig. Sie muss sie nur abholen, dann bringt Danil sie rüber.« Devvy nickte und lächelte unglücklich.

Kaum waren sie zur Tür hinaus und hatten ein paar Schritte die Straße hinunter getan, stöhnte Marten erbärmlich auf und krümmte sich zusammen. Ida fuhr herum und sah entsetzt, wie der schwere Mann sich gegen die Mauer lehnte und mit schmerzverzerrtem Gesicht nach Luft rang.

»Süßer Iovve, Marten, was hast du?«, rief sie und griff nach seinem Arm.

Er öffnete ein Auge und murmelte mit versagender Stimme: »Wenn ich nicht sofort etwas in den Magen bekomme, werde ich den Tag nicht überleben, Prinzessin.«

Ida schrie empört auf und boxte ihm fest ihn den Bauch. »Du blöder Fleischklops! Wie kannst du mir so einen Schrecken einjagen?«

Marten rieb sich über die geschlagene Stelle und grinste ein wenig kläglich. »Ich übertreibe nicht. Ich habe seit dem Frühstück ...«

»... den deftigen Imbiss in dieser schauerlichen Spelunke nicht zu vergessen ...«, bemerkte Ida erbarmungslos.

»... nichts mehr zwischen die Zähne bekommen«, fuhr Marten fort, als wäre er nicht unterbrochen worden. »Ein Mann meines Formates ist auf regelmäßige und ausreichende Nahrungszufuhr angewiesen, aber das kannst du ja nicht nachvollziehen, du mageres Geschöpf.«

Ida grinste und nahm seinen Arm. »Dann komm, du armes, verhungertes Wesen. Du bist schon ganz eingefallen, mein dicker Ritter. Das kann ich wirklich nicht verantworten.« Sie tätschelte seinen Wanst, und er drückte sie kurz und dankbar an sich.

Trotz der schlechten Neuigkeiten fühlte Ida sich erstaunlich vernünftig, als sie sich auf den Weg zur nächsten Garküche machten. Marten verputzte zwei doppelte Portionen eines gehaltvollen Eintop-

fes. Endlich schob er seinen Napf von sich und seufzte zufrieden.

»Ah, jetzt bin ich wieder ein Mensch«, brummte er vergnügt und griff nach seiner Pfeife.

Ida lehnte sich vor und stützte das Kinn in die Hand. »Was soll ich tun, Marten?«

Er sah sie blinzeln durch eine zarte blaue Rauchwolke hindurch an. »Fragst du mich etwa um Rat?« Seine Stimme klang ungläubig. »Du fragst mich um Rat?« Er stieß ein erheitertes Schnauben aus.

Ida rümpfte die Nase. »Komm schon, Marten, ich weiß, was du sagen willst. Spuck's aus, dann geht es dir besser.«

Marten paffte und grinste. »Dann kann ich es mir ja sparen. Darf ich davon ausgehen, dass ich wieder im Geschäft bin?«

»Vielleicht«, erwiderte Ida zurückhaltend. »Ich muss noch darüber nachdenken.«

»Denk nicht zu lange nach«, empfahl der Dicke. »Mein Preis erhöht sich mit jeder Minute, die du zögerst.« Er schnitt eine gemeine, habgierige Miene. »Du weißt, dass ich nur auf dein Geld aus bin, Lady«, setzte er mit einem böartigen Grinsen hinzu. Ida lächelte ihn voller Zuneigung an.

»Ich wollte dich nicht kränken, mein dicker Ritter«, sagte sie sanft. Er nickte kurz und legte seine fette Hand auf ihre.

»Also«, sagte Ida und entzog sie ihm behutsam. »Wie gehen wir vor, Marten?« Er schloss halb die Augen und dachte nach.

»Ich muss mich zuerst noch um Storn kümmern. Das wird aber nicht viel Zeit beanspruchen. Ich kenne die Orte, an denen er sich bevorzugt herumtreibt. Ich denke, ich könnte die Angelegenheit heute noch erledigen, allerspätestens morgen. Bis dahin hat Amos unseren Proviant fertig ...«

Ida lachte belustigt auf. Er plante einen kaltblütigen Mord, und am Ende der Reise, die ihnen bevorstand, erwartete sie eine schwer bewachte Zitadelle mit einem Magier, der gefährlicher war als ein Bataillon Soldaten, aber der Dicke sorgte sich nur darum, dass ihnen das Essen ausgehen könnte. Marten sah sie gekränkt an. Sie winkte ihm, fortzufahren, und er brummelte verstimmt vor sich hin. »Es hat wenig Sinn, großartige Pläne zu machen. Ich habe keine Erfahrung mit Magiern, Prinzessin. Wir werden improvisieren müssen, wenn wir erst einmal dort sind.«

»Einverstanden«, erwiderte Ida. »Gehen wir also erst einmal nach Hause.«

Marten unterhielt sie auf dem Rückweg mit der Schilderung, wie er und sein kleiner Bruder Simon sich einmal bis auf die Knochen blamiert hatten, als sie gewettet hatten, wer von ihnen die hübsche Nachbarstochter am meisten beeindrucken konnte.

»... danach hat Loreen natürlich uns beide keines Blickes mehr gewürdigt«, schloss er lachend und breitete resigniert die Arme aus. »Das war wahrscheinlich das erste Mal, dass Simon es nicht geschafft hat, ein Mädchen gleich im ersten Anlauf um den Finger zu wickeln. Ich hatte sowieso nicht mit einem Erfolg gerechnet, deshalb war ich auch nicht halb so am Boden zerstört wie er.«

Ida blinzelte ihn von der Seite an. »Warum hast du nicht daran geglaubt, dass du die Wette gewinnen könntest?«, fragte sie ehrlich interessiert.

Marten starrte sie perplex an. »He, du willst mich auf den Arm nehmen, hm?«

Ida schüttelte sich in gespielter Entsetzen. »Um der Schöpfer willen, nein!«, sagte sie. »Ich habe doch nicht vor, mir einen Bruch zu heben.«

Marten schnaubte amüsiert. »Prinzessin, du stellst wirklich originelle Fragen. Sieh mich doch an. Glaubst du ernsthaft, eine Frau würde mir auch nur einen zweiten Blick gönnen?«

»Hm«, machte Ida unverbindlich. Marten sah sie misstrauisch an. Ida lächelte zuckersüß und tätschelte seinen Arm. Der dicke Mann schnaubte und verdrehte die Augen. Inzwischen waren sie vor Amos' Haus angelangt.

»He, was bedeutet das?«, rief Marten betroffen aus. Ida blickte ihn fragend an. Marten beachtete sie nicht weiter, sondern schob sich seitwärts auf die Eingangstür zu. Jetzt sah Ida, was er vor ihr bemerkt hatte: Die Tür stand einen Spalt breit offen. Ida schüttelte nachsichtig den Kopf. Hier im Hort schien der sonst so schwer zu erschütternde Mann von einem gelinden Verfolgungswahn geplagt zu sein. Er drückte die Tür behutsam weiter auf und blickte vorsichtig hinein. Dann betrat er das Haus. Ida grinste und folgte ihm.

Natürlich fand sich dort niemand. Das Haus lag still und friedlich da, im Küchenherd knisterte ein Feuer, und nichts regte sich außer Martens schweren Schritten, die Zimmer um Zimmer durchquerten. Ida setzte einen Kessel Wasser für Tee auf und ließ sich auf einen Schemel fallen. Sie streckte die Beine aus und ächzte zufrieden. Morgen oder übermorgen würden sie sich auf den Weg machen, um ihren Bruder zu finden. Ihre Heimkehr rückte endlich in greifbare Nä-

he. Sie vermisste das Gildenhaus und ihre Freundinnen unsagbar. Ein scharfer Stich durchzuckte sie. Dorkas – das war allerdings noch ein bitterer Schluck aus der Kanne.

Das Teewasser kochte, und sie erhob sich, um die getrockneten Kräuter aus dem kleinen Küchenschrank zu holen. Sie öffnete die Tür und erstarrte. »Marty«, rief sie erstickt. »Marty, bitte komm schnell her!«

Der dicke Mann polterte die Treppe hinunter, und sie kniete sich hin, um behutsam den verkrümmten Körper des alten Amos aus seinem Versteck zu ziehen. Sie brauchte sich allerdings nicht mehr vorzusehen, wie sie sehr schnell erkannte. Der alte Mann war ganz ohne Zweifel tot.

Marten rumpelte in die Küche und stand stocksteif da, als er erkannte, worüber Ida sich beugte. Er kniete nieder und ergriff vorsichtig Amos' knotige Hand. Ida sah sein Gesicht und schluckte schwer an den aufsteigenden Tränen. Marten blickte reglos und starr auf den Leichnam nieder. Sein Atem ging schwer, und er schloss krampfhaft seine dicken Finger um die dürre Hand des Toten. Das kochende Wasser zischte ins Feuer. Ida hob den Kessel herunter, dann stand sie am Herd und knetete ihre Hände. Marten hockte zusammengesunken neben Amos auf dem Boden und rührte sich nicht.

Endlich hob er den Kopf und atmete tief aus. Er stand schwankend auf, schob seine Hände unter den Körper des alten Mannes und hob ihn hoch. Ida sah ihm nach, wie er mit dem Toten in den Armen die Küche verließ, und hörte ihn langsam die Treppe hinaufsteigen. Ungeduldig wischte sie sich über die feuchten Augen und kletterte in ihre Dachkammer.

Auf ihrem Bett lag ein gefaltetes Stück Papier. Sie nahm es und wendete es verwundert in den Fingern. Es war nicht an sie adressiert, aber jemand hatte es auf ihr Bett gelegt, also konnte sie es genauso gut öffnen. Sie faltete es auseinander und las, was dort in einer ordentlichen, fremden Handschrift geschrieben stand: *»Zu meinem Bedauern habe ich Euch nicht angetroffen, Anida. Ihr habt etwas von Wert in Eurer Besitz, was mich interessiert. Falls Ihr Wert darauf legt, Euren Bruder lebend wieder zu sehen, solltet Ihr Euch damit bald bei mir einfinden. Schafft Euch den Fettwanst vom Hals und kommt zur Zitadelle. Allein.«*

»Keine Unterschrift«, murmelte Ida. Sie sank auf ihr Bett und presste eine Hand gegen den Mund. Amos musste die Leute überrascht haben, und sie hatten ihn kurzerhand umgebracht. Aber was hatten sie gesucht?

Schwere Schritte stapften die Treppe hinunter, und die Tür zum Garten wurde geöffnet. Ida ging hinterher und blickte hinaus. Marten stand mitten in einem der frisch umgegrabenen Beete und hob eine Grube aus. Ida trat zögernd aus dem Haus und ging zu ihm. Er verharrte, die Schaufel in den Boden gesenkt, ohne sie anzusehen. Sein rundes Gesicht war starr und ausdruckslos.

»Marten«, sagte Ida hilflos. »Es ist allein meine Schuld.« Sie reichte ihm den Brief. Er nahm ihn und las, dann reichte er ihn schweigend zurück und fuhr fort, Amos' Grab auszuheben. »Marten«, flehte Ida. Er schaufelte weiter und schüttelte schwer den Kopf.

»Du bist nicht schuldig; das ist allein der, der ihn getötet hat«, sagte er schroff. »Geh bitte, Ida, lass mich das hier fertig machen.«

Sie nickte unglücklich und ging zurück in die Küche. Es würde sicherlich nichts schaden, jetzt doch den Tee zu kochen, mit dem sie eben begonnen hatte. Und wenigstens etwas Kaltes zu essen vorzubereiten, damit Marten etwas zwischen die Zähne bekam, wenn er mit seiner traurigen Arbeit fertig war.

Sie saß da, umklammerte den Becher mit Tee und hörte Marten ins Haus kommen und die Treppe hinaufsteigen. Dann kam er langsam wieder herab. Seine Schritte klangen noch schwerer als sonst, als er in den Garten hinausstapfte. Ida hörte Erdschollen in das Loch fallen und dann das dumpfe Geräusch, mit dem die Erde festgestampft wurde. Danach rührte sich lange Zeit nichts. Ida starrte reglos in ihren langsam erkaltenden Tee. Marten betrat die Küche und blickte leer auf das Brot und den kalten Braten, die Ida auf dem Tisch bereitgestellt hatte. Er ging zum Schrank und holte einen Krug mit geharztem Wein heraus.

»Marty«, sagte Ida sanft. »Willst du nicht zuerst etwas essen?«

Der dicke Mann schüttelte den Kopf und ging zur Tür. Dann zögerte er. Er hob ungenlenk die breiten Schultern und sah sich um, als sei der Raum ihm plötzlich fremd geworden. Er stellte den Krug behutsam nieder und ließ sich auf die Bank sinken. Ida rückte an seine Seite und nahm seine Hand, die er ihr teilnahmslos überließ.

»Ich habe jetzt niemanden mehr«, sagte er tonlos. »Amos war mein letzter lebender Verwandter. Sie sind alle tot, Prinzessin.« Sein Gesicht verzerrte sich. Ida nahm ihn wortlos in den Arm, und er legte seinen Kopf an ihre Schulter.

Als sein trockenes Schluchzen sich zu beruhigen begann, griff Ida nach dem Weinkrug und füllte einen Becher. Sie drückte ihn Marten in die Hand und nahm sich dann selbst von dem schweren Wein.

Stumm trank sie Marten zu. Er wischte sich das Gesicht trocken und trank den Becher mit einem einzigen Zug leer. Ida füllte nach. Er griff danach und zögerte.

»Trink, mein Ritter«, befahl Ida. »Nichts kann Amos wieder lebendig machen, aber wir werden uns immer an ihn erinnern. Und ich schwöre dir, ich werde seine Mörder finden und zur Rechenschaft ziehen, selbst wenn es ein Leben lang dauern sollte!« Ihre Augen blitzten bernsteinhell, und Martens trüber, verstörter Blick belebte sich. Er hob mit einem winzigen Lächeln den Becher und prostete Ida zu.

»Auf Amos«, sagte er heiser. »Und auf dich, Prinzessin.«

»Auf Amos und auf uns«, erwiderte sie leise und sehr bestimmt.

Sie brachte ihn auf seine Kammer. Er hatte nicht viel gesprochen, während er sich betrank, und Ida hatte ihn auch nicht dazu ermuntert. Sie sah zu, wie er schwer auf sein Bett fiel und die Augen schloss. Sie schob seine Beine ganz auf das Bett und zog ihm die Stiefel aus. Dann schnürte sie ihm die Tunika auf und brachte ihn durch geduldiges Zureden dazu, sie sich über den Kopf ziehen zu lassen. Sie deckte ihn zu, dämpfte das Licht des Glühsteins und ging gähmend zur Tür.

»Geh nicht weg«, murmelte Marten kläglich.

»Du solltest jetzt einfach schlafen«, erwiderte Ida müde. »Du brauchst ein wenig Ruhe, mein Ritter.«

»Bitte, Ida«, wiederholte er.

Es klang so jämmerlich, dass Ida kapitulierte. Sie kehrte zum Bett zurück und hockte sich auf die Kante. »Aber nur, bis du schläfst«, sagte sie streng, als sei der dicke Mann ein quengeliger kleiner Junge. Er nickte gehorsam und tastete nach ihrer Hand. Ida nahm seine riesige Pranke zwischen ihre Hände und seufzte unhörbar. Seine Augen waren weit geöffnet und bittend auf sie gerichtet, und auf seinen Wangen glänzte Feuchtigkeit. Ida unterdrückte einen resignierten Fluch. »Komm, rück ein Stück.« Sie schälte sich aus ihren Kleidern. Er gehorchte stumm, und Ida schlüpfte unter die Decke. Marten legte behutsam seinen Arm um sie, Ida streckte ihren langgliedrigen Körper aus und gähnte. Martens Bauch hob und senkte sich mit seinem schweren Atem.

»Ich habe ihn getötet«, sagte er nach einer Weile verloren. Ida wandte den Kopf und sah ihn verdutzt an, ehe sie begriff, dass er nicht von dem alten Mann sprach.

»Wen?«, fragte sie sacht. Marten atmete heftig ein und wieder aus. Sie spürte, wie er zu zittern begann. Ida legte tröstend ihre Hand auf seine Brust und nach einigen schnellen Atemzügen beruhigte sich Marten wieder.

»Simon hat mich mit seiner verfluchten Arroganz unerträglich geirritiert. Er hat geglaubt, alles müsste sich immer nur um ihn drehen, und wo er sei, wäre der Mittelpunkt der Welt. Ich habe mich bemüht, ihn auf den Boden zu holen, und manchmal ist es mir sogar für kurze Zeit gelungen, aber selbst das hat er mir verübelt. Ich konnte sein hochmütiges, ekelhaftes Gehabe nicht mehr ertragen. Ich wusste, dass Simon bis auf die Knochen verdorben und verrottet war, ein widerliches Stück Dreck. Ehrenkodex, ritterliche Tugenden, pah! Ich habe schließlich alles an ihm gehasst ...« Seine Stimme versagte.

»Und dann hast du ihn getötet«, sagte Ida leise. Marten schwieg. Ida legte ihren Arm um seinen Nacken und verbarg ihr Gesicht an seinem Hals. Sie weinte um den jungen Ritter, dessen Leben einen solch fatalen Verlauf genommen hatte, und Marten hielt sie fest, als sei sie diejenige von ihnen beiden, die dringender des Trostes bedurfte.

Endlich richtete Ida sich auf und wischte sich über das Gesicht. Der dicke Mann an ihrer Seite hatte friedlich die Augen geschlossen. Sie sah die dunkle Verfärbung unter dem einen Auge und die geschwollene Lippe und fuhr sanft mit dem Finger darüber. Dann beugte sie sich über den Schlafenden und küsste ihn behutsam auf den Mund. »Simon?« sagte sie leise. Er rührte sich nicht. Ida ließ sich zurücksinken und schmiegte sich in seinen Arm.

Der Morgen dämmerte blass herauf, als sie von einer sanften Berührung erwachte. Eine behutsame, große Hand streichelte weich über ihren bloßen Rücken, und sie streckte sich wohlighin unter der Berührung. Sie grummelte leise und drehte sich zu ihm um. Seine schwerlidrigen Augen waren halb geschlossen auf sie gerichtet. Ida gab einen leisen, gurrenden Laut von sich. Sie legte ihre langen Arme um ihn und küsste ihn schlaftrunken. Er erwiderte den Kuss beinahe schüchtern. Sein schwerer Bauch drückte sich weich an sie, und sie fuhr sanft mit ihren Händen darüber. Er umfasste behutsam ihre Brust mit seiner riesigen Hand und streichelte sie. Die Berührung seiner dicken, sanften Finger weckte ein ziehendes Kitzeln in ihrem Rückgrat und ließ sie wünschen, einen Schweif wie eine Grennack zu besitzen, um ihrem Gefühl der wonnevollen Lust damit Ausdruck

geben zu können. Sie drückte sich an die weiche, warme Fülle seines Körpers und fühlte seine mächtigen Schenkel und die massigen Arme, die sie umfängen hielten. Ihre Küsse wurden fordernder.

Ida grub ihre Finger tief in das nachgiebige Fleisch seiner Hüften und zog ihn an sich. »Komm, mein Ritter«, forderte sie rau. Er stützte sich auf seine Unterarme und küsste ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Lippen. »Ich bin zu schwer«, murmelte er sanft abwehrend.

Ida lachte und legte ihm die Arme um den Hals. »Ich bin eine große, kräftige Frau«, versicherte sie lachend. »Komm, mein Liebster. Ich will dein Gewicht spüren.« Er sah sie aus verschleierte Augen an. Ida fuhr mit den Fingerspitzen über seine Brust, bis er erschauerte. Sie umschlang ihn fest und ließ sich von ihm tief in die Kissen drücken.

»Du liebst, wie du kochst«, sagte sie lachend, als sie sich ermattet in den Armen lagen. Er nahm ihre Hand und küsste sie zärtlich. »Ich fühle mich ganz mild und weich und gar, mein Ritter.«

»Hm«, murmelte er und ließ seinen Mund über ihren Hals wandern. »Du bist ein honigsüßer Pudding, Prinzessin.« Er biss sie sanft in die Schulter.

Sie kicherte und zwickte ihn in die Seite. »Der Pudding bist wohl eher du, mein dicker Freund. Obwohl ich zugeben muss, dass ich nicht mehr ganz so mager bin wie damals, als wir uns kennen lernten.«

»Ich fand dich schon immer schön«, erwiderte er sehr ernsthaft. »Du bist ein zarter, feiner Apfelkuchen, ganz süß und trotzdem mit einem Hauch Schärfe und einer braunen Kruste ...«

»Hör auf, ich bekomme Hunger«, protestierte Ida und nahm sein Gesicht zwischen die Hände, um es eingehend aus nächster Nähe zu betrachten. Er küsste ihre Finger und machte Anstalten, sich zu erheben. »He, Marty, wo willst du hin?«, fragte Ida.

Er hockte breit und schwer auf der Bettkante und angelte nach seiner Hose. »Frühstück machen«, antwortete er erstaunt. »Du hast doch gesagt, du hast Hunger.« Er beugte sich über sie und küsste sie fest auf den Mund. »Lauf nicht weg. Ich bin gleich wieder da.«

Ida streckte sich ausgiebig und grunzte wohligh. Dann fingerte sie mit einem winzigen Lächeln die Kette von ihrem Hals und legte sie behutsam auf das Kissen neben sich.

Als Marten mit einem üppig beladenen Tablett in den Händen hereinkam, war Ida fest eingeschlafen. Ihre Wange ruhte auf ihrer Hand. Über die schmalen Finger, um die sich die silberne Kette

wand, fiel eine zerzauste blond-schwarze Haarsträhne. Idas Lippen waren leicht geöffnet und ihr Atem ging ruhig.

Marten stellte das Tablett leise ab, bevor er sich vorsichtig auf der Bettkante niederließ. Er betrachtete die Schlafende, ohne sie zu berühren. Seine riesigen, zärtlichen Hände ruhten still auf den massigen Schenkeln, und das schwere Gesicht zeigte einen gedankenverlorenen, melancholischen Ausdruck.

Idas Lider flatterten, ehe sie mit einem erschreckten kleinen Schnaufen erwachte. Sie blickte zu dem reglos dasitzenden Mann auf und lächelte ihn schläfrig an. »Kommst du nicht wieder ins Bett, mein Ritter?« Ihre Hand wanderte seinen Schenkel empor und streichelte über seinen Bauch. Er griff nach ihr, hielt sie fest und beugte sich schwerfällig nieder, um Ida zu küssen. Ida legte ihre Arme um ihn und zog ihn ganz zu sich herab. Er lag schwer und weich auf ihr, sein Atem strich über ihre Wange, und seine Lippen, seine Zunge, sein Mund genossen sie wie einen wunderbaren Leckerbissen.

Endlich ließ er von ihr ab und schob sich in die Höhe, um das Tablett zu holen. Ida sah ihm auf die Ellbogen gestützt zu, das Gesicht gerötet und mit lachend blitzenden Augen, die von einem strahlenden Goldton waren. Marten stellte das Tablett vorsichtig neben sie auf das Bett und schlüpfte hinein, wobei er beinahe die Teekanne umgestoßen hätte. Ida fing sie mit einer behändigen Bewegung auf und goss den Tee in die bereitstehenden Becher. Marten schnitt Brot ab, bestrich es fingerdick mit Butter und süßem Nussmus, zerteilte es und steckte Ida ein Stück davon in den Mund, bevor er sich wieder über sie neigte und sie küsste.

Sie verschluckte sich und protestierte undeutlich, als er ihr den nächsten Bissen zwischen die Lippen steckte: »Marty, nun gib es schon zu! Ich bin dir immer noch zu mager, sonst würdest du mich jetzt nicht zu mästen versuchen. Iss du selbst erst etwas, mein Dicker, du musst doch beinahe verhungert sein.«

Marten lachte und steckte sich ein gekochtes Ei ganz in den Mund. Ida nippte von ihrem Tee und seufzte zufrieden. Dann hob sie die Hand und ließ die Kette vor Martens Nase baumeln, ehe sie sie auf das Tablett niederrieseln ließ. Er starrte darauf herab, ein Stück Brot reglos vor seinem Mund in der Luft.

»Du hast sie länger in deinem Besitz gehabt als ich. Ich möchte, dass du sie behältst.«

Marten griff danach und hielt die Kette einen Moment lang zwischen seinen dicken Fingern. »Warum?«, fragte er tonlos, ohne Ida

anzusehen.

»Ich bin die Frau, die dir den zweiten Blick gönnt«, erwiderte sie lächelnd. »Oder auch den dritten, wenn man es genau nimmt. Behalte sie, mein Ritter. Du hast sie dir verdient.«

Martens Lippen zuckten. Wortlos legte er die Kette um seinen Nacken, wo sie beinahe vollständig zwischen den fleischigen Wülsten verschwand. Ida lehnte sich mit einem zufriedenen Brummen an ihn und biss herzhaft in ein krümeliges Stück Nusskuchen. Marten aß schweigend und ohne die gewohnte Konzentration. Ida schob ihre Hand unter seinen Arm und fragte: »Du denkst an Amos?«

Marten hob entschuldigend die Schultern. »Ich frage mich, was sie von dir wollen«, sagte er nachdenklich. »Was ist das Wertvolle in deinem Besitz, das sie unbedingt haben wollen?« Ida schwieg. Marten sah sie kurz an und senkte dann den Blick in seinen Becher. Ida biss sich grübelnd auf die Lippe. Ihre Brauen waren finster zusammengezogen und ihre Miene so verschlossen wie eine Felswand. Unwillkürlich griff sie nach dem kleinen Lederbeutel, der zwischen ihren Brüsten hing, und tastete mit ihren Fingern über die filigranen Erhebungen und Vertiefungen der darin verborgenen Herzen.

»Ist es das?«, fragte Marten. Ida wandte langsam den Kopf und sah ihn an. Ihre Augen hatten sich zu einem kühlen Rauchgrau verdunkelt und sagten: »Bis hierhin und nicht weiter.«

Das Gesicht des dicken Mannes wurde ausdruckslos. Seine schweren Lider senkten sich über die grünlich funkelnden Augen. Ida erkannte, dass er zutiefst verletzt war. Sie umarmte ihn, ohne auf das gefährlich ins Rutschen geratende Tablett zu achten. »Sei nicht böse, mein Ritter. Das ist etwas, was ich niemandem zeigen kann, auch dir nicht. Es hat nichts damit zu tun, dass ich dir nicht vertrauen würde, glaube mir.«

Martens Hände ruhten reglos auf seinem Bauch, er machte keine Anstalten, die Umarmung zu erwidern. Ida seufzte und ließ ihn los. Sie schlug die Decke zurück und griff nach ihren Kleidern. Marten sah ihr stumm zu, wie sie sich anzog. Dann schob er das Tablett zur Seite und stand ebenfalls auf. »Ich gehe jetzt und erledige den Auftrag für die Khanj«, sagte er in neutralem Tonfall.

Ida schüttelte sich unwillkürlich. »Tu das, Marten«, erwiderte sie freundlich. »Ich bereite inzwischen alles für unsere Abreise vor. Soll ich den Proviant zusammenstellen oder übernimmst du das lieber selbst?«

Marten lächelte schwach, wobei seine Augen ernst blieben. »Du

kannst ja ruhig schon mal damit anfangen.«

Marten kehrte erst gegen Abend wieder. Er wirkte bedrückt und äußerte sich noch nicht einmal zu dem, was Ida ihnen vorgesetzt, obwohl sie selbst der Meinung war, dass ihr dieser Kochversuch sogar noch gründlicher misslungen war als die meisten früheren. Marten löffelte die ungenießbare Brühe, ohne auch nur die Miene zu verziehen, und knurrte nur einen abwesenden Dank, als sie ihm ein weiteres Mal den Teller füllen wollte.

Ida hockte sich neben ihn und begann, seine fleischigen Schultern zu massieren. »War es schlimm?«, fragte sie leise.

Er wiegte seinen schweren Schädel und fuhr sich mit der Hand durch das Gesicht. »Nicht schlimmer als sonst«, erwiderte er nach einer Weile. »Ich hasse es, das tun zu müssen. Nicht, dass ich Storn besonders vermissen werde ...« Er zog eine Grimasse und verstummte. Seine Finger drehten rastlos den Becher Wein, den Ida ihm hingestellt hatte und von dem er bisher kaum getrunken hatte.

Ida ließ ihre Hände auf seinen Schultern ruhen und beugte sich vor, um ihn zu küssen. Er wandte sich ein wenig mühsam um, damit er sie um die Taille fassen konnte und zog sie auf seinen Schoß. Ida nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und streichelte es zärtlich. Sie strich mit dem Zeigefinger über die steile Falte zwischen seinen Brauen, bis sie sich glättete. Marten sah sie lange und ein wenig unglücklich an.

»Was hast du?«, fragte Ida besorgt.

Er schüttelte unwillig den Kopf und legte seine riesigen Hände zärtlich um ihren Hals. Er küsste sie mit erschreckendem Ungestüm und murmelte: »Verzeih mir, Ida.« Seine dicken Finger drückten geschickt zu und schnürten ihr das Blut ab. Ihr wurde schwarz vor Augen, und sie hob in dem schwachen, vergeblichen Versuch die Hände, den erbarmungslosen Griff um ihren Hals zu lösen. Noch ehe sie das Bewusstsein verlor, spürte sie, wie er sie auffing und hörte seine unglückliche Stimme: »Es tut mir so leid, Prinzessin.«

Sie erwachte in einem Albtraum aus Tönen, Gerüchen und feurigen Blitzen, die selbst bei fest geschlossenen Lidern grell in ihre schmerzenden Augen stachen. Jedes noch so leise Geräusch explodierte scheinbar direkt in ihrem Kopf, und als sie versuchte, sich in eine sitzende Position zu bringen, überschwemmte sie eine solche Welle von Übelkeit erregenden Empfindungen, dass sie schon nach weni-

gen schwachen Versuchen, von krampfartigem Brechreiz geschüttelt, aufgeben musste. Sie schien auf einem Bett zu liegen, soweit sie das trotz der flammenden und zerrenden Pein in ihrem Körper erkennen konnte. Wie gegen einen tonnenschweren Widerstand hob sie eine Hand und tastete über ihren Hals und ihre Brust. Die Berührung ließ den allgegenwärtigen Schmerz höher aufflammen. Ihr Hemd stand bis zur Taille offen, und ihre Fingerspitzen waren wie glühend kaltes Metall, das ihr die ungeschützte Haut versengte. Sie zwang sich, tastend und zittrig weiterzusuchen, obwohl sie dabei vor Schmerzen stöhnte.

Der Lederbeutel mit den Herzen war fort. Ida öffnete ihre Augen einen Spalt breit und bemühte sich, ihre Umgebung zu erkennen. Blitze und zerspringende Funken von einer falschen, grässlichen Farbe machten es ihr beinahe unmöglich, sich zu orientieren. Der Versuch, die Augen geöffnet zu halten, steigerte den scharfen, schneidenden Schmerz in ihren Schläfen ins Unerträgliche. Sie sank zurück und bemühte sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Die Luft, die sie einsog, schmeckte und roch gleichzeitig brandig und verfault und stach in ihre Lungen. Jeder Nerv ihres Körpers revoltierte.

Ida zwang sich, vollkommen reglos zu liegen, weil jede Bewegung diese Empfindung noch verschlimmerte. Ihre Gedanken ließen sich kaum sammeln, ihr Gehirn stand in blutigen Flammen. Sie drehte sich auf die Seite und ließ die Beine aus dem Bett rutschen. Nach und nach schob sie sich vom Bett, bis sie auf dem Boden hockte, schluchzend vor Qual. Sie kroch zur Tür und zog an dem alten Holz, das unter ihrem schwachen Griff keinen Deut nachgeben wollte. Sie bohrte ihre Fingernägel in den Türspalt und zerrte mit aller Kraft daran, die ihr geblieben war. Die Nägel splitterten und brachen ab, und ungeachtet ihrer blutenden Finger machte sie weiter, bis sie endlich begriff, dass diese Tür sich zur anderen Seite öffnen ließ. Sie sank mit ihrem ganzen Gewicht gegen das Türblatt und fiel in den Gang.

Dort lag sie eine peinvolle Ewigkeit, ohne sich erinnern zu können, wer sie war, warum sie hier auf dem kühlen Holzboden lag und wo sie eigentlich hinwollte. Keuchend vor Schmerzen schob sie sich zur Treppe vor. Etwas Mächtiges zog sie unbarmherzig hinunter, hinaus. An den alten Treppenstufen riss sie sich die Haut ihres bloßen Oberkörpers auf, Splitter bohrten sich in ihre Brüste, und ihre blutenden Finger griffen hilflos und schwächlich nach jedem Halt, der sich ihnen bot, während sie quälend langsam die Treppe hinunterkroch.

Eine hartnäckige Stimme, die die schrillen Geräusche in ihren Ohren zu übertönen versuchte, rief immer wieder ihren Namen. Ida lehnte sich schluchzend an das Treppengeländer und rang nach Luft. »Ida«, rief es in ihrem Kopf. »Ida!«

»Jetzt nicht«, brachte sie zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor und setzte ihren mühsamen Weg zum Fuß der Treppe fort. »Jetzt geht es nicht!«

»Ida, brauchst du Hilfe?«, fragte die Stimme erstaunlich deutlich, bevor sie wieder hinter dem schrillen Summen und Kreischen in ihrem Kopf verschwand.

Ida schrie unter einem neuen Ansturm von Schmerz auf. »Ja«, keuchte sie schließlich. »Ja, bitte!«

»Wir kommen«, sagte die leiser werdende Stimme. »Wir kommen, Ida.«

Ida starrte verbissen auf das nahezu unüberwindbare Hindernis der nächsten Stufe und klammerte sich zitternd an das Treppengeländer. Dann schloss sie die Augen und überließ sich willenlos der tobenden Pein in ihrem Körper und ihrem Geist. Ihr kraftloser Griff lockerte sich, und sie rutschte die restlichen Stufen hinab und lag hilflos und von Krämpfen geschüttelt auf dem kalten Steinboden des Flures, ohne nur mehr ein einziges Glied rühren zu können.

»Ida«, rief eine erschreckte Stimme. Hände griffen nach ihr und hoben sie auf. Sie blinzelte durch die schmutzfarbenen Schlieren vor ihren Augen und erblickte ein trübes, finsternes Glühen, das von einer gesichtslos und bedrohlich vor ihr aufragenden Masse ausging. Das bössartige, grünlich-schwarze Glühen griff pulsierend nach ihr. Sie keuchte auf und wehrte die Hände ab, die sie aufzurichten versuchten. Das, was die ganze Zeit an ihr zerrte, lag dort im Zentrum dieses Glühens, und sie musste es in ihren Händen halten, damit die Qual ein Ende hatte. Mit einer letzten Kraftanstrengung kam sie auf die Beine und ging mit Krallen und Zähnen auf das namenlose Wesen los, das all ihre Pein verursachte.

»Ida«, schrie Marten voller Entsetzen auf, als die halb nackte, blutende Frau sich auf ihn stürzte und ihn mit einer Wut und Raserei attackierte, die ihn hilflos gegen die Wand taumeln ließ. Ihre zerbissenen Lippen zogen sich mit einem drohenden Knurren von den Zähnen zurück. Nichts in ihren farblos glosenden Augen oder dem verzerrten Gesicht deutete darauf hin, dass sie ihn erkannte, sie schien vielmehr vollkommen von Sinnen zu sein. Mit gespreizten Fingern fuhr sie auf sein Gesicht los, und er sah die abgebrochenen,

zum Teil halb losgerissenen Nägel an den blutenden Fingern. Fast wäre es ihr gelungen, ihm ein Auge auszukratzen, hätte er sich nicht noch rechtzeitig aus seiner Erstarrung gelöst und ihre Handgelenke gepackt. Er rief beschwörend ihren Namen, aber sie schien ihn nicht einmal zu hören.

Fauchend und knurrend wand sie sich in seinem Griff, und es gelang ihr, eine Hand zu befreien. Sie zerrte wild an seiner Tunika und zerfetzte sie wie Papier. Dann packte sie den Lederbeutel, der auf seiner Brust hing und zog so heftig daran, dass er einige Schritte vorantaumelte und dann schwer zu Boden ging. Er griff hastig nach dem Riemen, an dem der Beutel hing, und versuchte, ihn zu lösen, ehe Ida ihn endgültig damit strangulierte. Ihre Kraft schien übermenschlich, in ihrer Raserei war sie durchaus in der Lage, ihm mit dem Lederband das Genick zu brechen. Keuchend und stöhnend rollten sie ineinander verklammert über den Boden. Martens Finger schabten über den Lederriemen und versuchten hektisch, ihn zu zerreißen, da der Knoten sich inzwischen unlösbar zugezogen hatte. Der Riemen zerriss endlich mit einem peitschenden Geräusch, und der Beutel blieb in Idas Händen. Sie kniete wie erstarrt da, ihr Gesicht erschlaffte, und ihre Augen verdrehten sich, bis nur noch das Weiße zu sehen war.

Marten hockte auf allen vieren neben ihr, massierte seine Kehle und versuchte schnaufend und keuchend, wieder zu Atem zu kommen. Als Ida zusammensackte, fing er sie auf und hielt sie fest, während er selbst sich schwankend und taumelnd bemühte, auf die Beine zu kommen.

Er brachte sie zurück in das Zimmer, aus dem sie so mühsam ausgebrochen war, und legte sie aufs Bett, bevor er selbst auf der Kante niedersank und sich schwer atmend den Schweiß vom Gesicht wischte. Sein pfeifender Atem kam langsam zur Ruhe. Er deckte Ida vorsichtig zu und legte seine Hand sacht gegen ihre blasse Wange. Ihr Gesicht hatte den wahnsinnigen Ausdruck verloren, der ihn so erschreckt hatte. Sie sah jetzt zu Tode erschöpft aus, mit dunklen Ringen unter den Augen und eingefallenen Zügen wie nach einer langen, zehrenden Krankheit. Marten rieb sich den dicken Hals, wo der Riemen des Lederbeutels tief eingeschnitten hatte, und schloss für einige Atemzüge die Augen.

Dann wuchtete er sich mühsam auf die Beine und holte ein Tuch und eine Schüssel mit Wasser. Er stellte sie neben das Bett, schob das Laken, das Ida bedeckte, beiseite und begann behutsam die Kratzer

und Schürfwunden zu reinigen, mit denen sie übersät war. Er nahm ihre linke Hand, säuberte sehr vorsichtig die verletzten Finger und wollte dann dasselbe mit der anderen tun. Aber die Bewusstlose regte sich unruhig. Sie entzog ihm ihre Hand, die immer noch das Lederbeutelchen umklammerte. Marten ließ davon ab und deckte sie wieder zu. Lange Zeit saß er still neben Ida und betrachtete das von den erlittenen Schmerzen gezeichnete Gesicht.

Das habe ich nicht gewollt, sagte er stumm zu ihr. Das habe ich nicht gewollt, Prinzessin.

Die Herzen schlugen einen starken und gleichmäßigen Takt. Ida spürte, dass sie nicht allein war. Sie konnte ihre Umgebung nicht genau erkennen, aber es verbarg sich nichts Feindliches oder Beängstigendes in ihr. »Marten?«, rief sie unsicher. Ein ungutes Gefühl verband sich mit dem Gedanken an ihn. Sie erinnerte sich an Küsse und sanfte und leidenschaftliche Berührungen. Da war nichts Beunruhigendes an diesen Erinnerungen, und trotzdem sträubte sich etwas in ihr gegen eine Begegnung mit ihm hier, an diesem seltsamen Ort. Sie sah sich um. Da tanzte ein leuchtender Funke durch die Luft und schien sie anlocken zu wollen.

»Fiamma«, rief sie mit plötzlicher Freude. »Fiamma, warte doch auf mich!«

Sie lief hinter dem Funken her, der ihr spöttisch zuzublinzeln schien. »Ida«, rief es aus der Ferne, »Ida, wo bist du, ich kann dich nicht finden.«

»Hier bin ich«, antwortete sie außer Atem. Sie hielt an und stützte die Hände in die schmerzenden Flanken. Weshalb war sie nur so erschöpft? Der glimmende und flackernde Funke wurde größer, und eine Feuerelfe flatterte heran und tanzte um ihren Kopf.

»Fiamma«, Ida hob lachend eine Hand. »Wir haben uns so lange nicht gesehen.«

Die Elfe landete auf ihrer Handfläche und stemmte die winzigen Hände in die Seiten. »Warst du denn fort?«, fragte sie. »Ich hatte es gar nicht bemerkt.«

»Oh, Fi«, schimpfte Ida. »Ich glaube, du vermisst mich kein bisschen, gib es zu!«

Kleine Flammen tanzten auf ihrer Hand. Sie starrte gebannt darauf nieder, wunderte sich ein wenig, dass es überhaupt nicht schmerzte. Ihre Finger brannten mit blauer Flamme, und die Handfläche war von flackernden roten Feuerzungen bedeckt, die etwas

silbern Verschlungenes, rötlich Glühendes umringten.

»Ida!« Die Stimme klang ungeduldig. »Konzentriere dich doch bitte, wie soll ich dich sonst finden? Wo bist du?«

»Mein Kopf tut weh«, klagte Ida. »Ich weiß nicht, wo ich bin.« Sie stand in endlosem Schnee, rings um sie eine makellose, blendend weiße Fläche, die von keiner Fußspur zerstört wurde. Weit hinten vom Horizont näherte sich ihr ein dunkler Punkt. Sie schirmte die Augen gegen das gleißend schwarze Licht ab, das eine dunkle Sonne von dem bleiern glühenden Himmel herabsandte.

Der Punkt vergrößerte sich rasend schnell. Ida erkannte einen riesigen weißen Bären, der in schaukelndem Galopp auf sie zukam. Er war über ihr, ehe sie auch nur an Flucht denken konnte, und warf sie rücklings in den Schnee. Sein aufgerissenes Maul gähnte über ihrer Kehle, sie sah die blitzenden Reißzähne, und heißer Speichel troff auf ihr Gesicht nieder. Er brüllte, und tausend Stimmen riefen mit dem Brüllen: »Ida, wo bist du? Du bist so weit weg.«

»Hier«, antwortete sie erstaunt. »Ich war doch immer hier.« Sie saß in Amos' behaglicher Küche, ein Feuer knisterte im Herd, und im Topf köchelte eine duftende Suppe vor sich hin. Sie stand auf, um die Suppe umzurühren und schöpfte sich eine Kelle voll davon in den Napf. Es blitzte blau und silbern, und ein Dampfwölkchen stieg aus dem Napf auf. Sie tauchte ihren Löffel in den pulvrigen Schnee und hob das Herz der Luft an ihre Lippen.

»Da bist du«, sagte die Stimme. Sie hob erstaunt den Kopf und sah eine in schimmernd schwarze Gewänder gehüllte Gestalt vor sich stehen, die ihr die Hände entgegenstreckte. Aus dem Schatten einer großen Kapuze blickten schwarze Augen, und ein blitzender schwarzer Stern schimmerte auf der breiten Stirn. Die Hände ergriffen ihre Handgelenke und drehten sie nach oben. Auf ihren ausgestreckten Handflächen lagen die beiden Herzen, rot und blau gleißend, und ließen Ida geblendet die Augen schließen.

»Ida«, sagte eine Stimme dicht an ihrem Ohr. Eine behutsame Hand hob ihren Kopf und flößte ihr kühles, süßes Wasser ein. Sie verschluckte sich und wehrte die Hand mit einer unwilligen Bewegung ab. Ein feuchtes Tuch wischte kühlend über ihr Gesicht. »He, was soll das«, protestierte sie schwach. »Ich bin doch nicht krank.«

»Ida, bei den Schöpfern«, sagte die tiefe Stimme voller Erleichterung. »Wie fühlst du dich?«

Sie lag still da und dachte über die Frage nach. Da waren verschiedene kleine Schmerzen an ihrem Körper: an den Händen, im

Gesicht und an ihrer Brust, aber all das schien bedeutungslos. »Gut«, sagte sie. Sie schlug die Augen auf und blickte in Martens besorgtes Gesicht. Er starrte sie voller Schuldbewusstsein an, und seine Finger wrangen ein feuchtes Tuch, bis die Wassertropfen zwischen ihnen herausquollen und auf seine Hose fielen.

»Mein Ritter, was hast du?«, fragte sie verdutzt und richtete sich auf. In ihrer Hand lag ein kleiner Lederbeutel mit zerrissenen Riemen. Sie sah verständnislos darauf nieder. Marten sah ihn ebenfalls an, und seine Miene wurde noch bedrückter.

»Es tut mir so leid«, sagte er stockend und erwürgte weiter den unschuldigen Lappen. »Ich wusste nicht, was ich damit anrichten würde. Kannst du mir vergeben, Prinzessin?«

Ein unterdrückter Laut entfuhr ihr, als die Erinnerung zurückkehrte. Sie wandte sich heftig ab und schlug eine Hand vor ihr Gesicht. Marten hob eine feuchte Pranke und berührte sie zögernd an der Schulter. »Prinzessin?«, fragte er unglücklich.

»Warum hast du das getan?«, fragte sie erstickt. »Bei den Schöpfen, Marten, warum hast du das nur getan?« Sie erinnerte sich an seine Hände an ihrer Kehle und schauderte. Er antwortete nicht. Sie fuhr herum und sah ihn an. Ihre Augen schleuderten kaltgraue Blitze auf ihn, die er mit gesenkten Lidern entgegennahm.

Er leckte sich über die Lippen und entgegnete stockend: »Ich musste es tun, Ida. Ich hatte keine Wahl. Bitte, Prinzessin, ich wollte dir nicht weh tun. Ich dachte nur, dass du sie mir nicht freiwillig geben würdest, und deshalb habe ich dich schlafen gelegt. Das ist normalerweise nicht ... das hätte dir nicht geschadet, glaube mir. Ich hätte niemals etwas getan, was dir schaden könnte.« Er verstummte hilflos und streckte ihr bittend die Hand hin.

»Oh, Marten«, sagte Ida heftig. »Du glaubst doch nicht, dass ich dir noch einmal trauen werde? Nach dem, was du getan hast? Warum hast du mir die Herzen gestohlen?«

»Die Khanj wollte es«, antwortete er müde. »Ich habe ihr von Amos und von dem Brief an dich berichtet, und dass ich glaube, dass du etwas bei dir trägst, das den Magier in der Schwarzen Zitadelle interessiert. Sie wollte es unbedingt sehen, weil sie ahnte, worum es sich dabei handelt. Die Zitadelle sucht wie besessen nach bestimmten, uralten Kleinodien, die lange verschollen waren.« Er presste seinen fein geschwungenen Mund zu einer dünnen Linie zusammen.

Ida wurde es eiskalt. Sie tastete nach dem Beutel und atmete erleichtert auf, als sie das sanfte Pulsieren der beiden Herzen unter ih-

ren Fingerspitzen fühlte. »Warum habt ihr sie nicht behalten?«, fragte sie scharf. »Sie sind unermesslich wertvoll, Marten. Ihr hättet sicher einen großartigen Gewinn damit erzielt.« Und mich getötet, setzte sie stumm hinzu. Eines war ihr durch seinen feigen Diebstahl schmerzhaft klar geworden: Wenn sie sich jemals für längere Zeit von den Herzen trennte, käme sie auf undenkbar qualvolle Weise zu Tode.

»Prinzessin«, sagte Marten heftig. »Denkst du wirklich, ich könnte dich berauben? Hältst du mich dazu für fähig?«

»Nun, du hast es getan«, erwiderte Ida kalt. »Ich weiß nicht, was dich veranlasst hat, mir mein Eigentum zurückzugeben. Vielleicht versprichst du dir etwas davon? Die Hoffnung darauf, dass ich wissen könnte, wo sich die anderen Herzen verbergen? Ist es das?«

Er wandte sich brüsk ab. »Die Dinger sind gefährlich«, sagte er mit unterdrücktem Grimm. »Die Zitadelle ist hinter ihnen her, und sie haben Amos ihretwegen getötet. Du bist in Gefahr, Prinzessin.«

Ida setzte sich auf und betastete die zerschundenen Lippen mit ihren schmerzenden Fingern. »Süßer Iovve, was habe ich nur mit meinen Händen gemacht?«, fragte sie ehrlich erstaunt. Marten zuckte mit den massigen Schultern.

»Keine Ahnung. Das muss passiert sein, bevor du versucht hast, mich zu erwürgen«, gab er zurück.

Ida starrte ihn an. »Ich habe versucht, dich zu erwürgen?«

Der dicke Mann zog schweigend den Halsausschnitt seines Hemdes tiefer und zeigte Ida die blauroten Striemen, die sich durch das Fett zogen.

Ida hob die Hand, um vorsichtig darüber zu streichen. »Marty, das tut mir leid«, sagte sie ehrlich bekümmert. »Ich kann mich gar nicht daran erinnern ...«

Er schnaubte verletzt, doch dann siegte sein Sinn für Humor über das Gekränktheitsein, und er begann so heftig zu lachen, dass sein mächtiger Bauch bebte. »Du hast mir eine Todesangst eingeflößt, Prinzessin. Du bist wie eine Irre auf mich losgegangen, und ich wusste nicht, ob du mir mit den Zähnen die Kehle zerfetzt oder zuerst das Genick brichst.«

Sein dröhnendes Lachen steckte Ida an, die gegen ihren Willen breit zu grinsen begann. »Oh, Marty, du bist schrecklich«, sagte sie hilflos und lehnte sich an seinen wogenden Bauch.

Er hielt sie fest und küsste sie vorsichtig auf die wunden Lippen. »Ich hatte solche Angst um dich. Prinzessin, du hast so schlimm ausgesehen. Ich dachte, du würdest unter meinen Händen sterben. Bitte,

jag mir nie wieder einen solchen Schrecken ein, hörst du?»

Ida legte halb besänftigt ihre Arme um seine füllige Mitte und schloss die Augen. »Du weißt nicht, was du getan hast, Marten«, sagte sie müde. »Du hättest mich beinahe umgebracht, ist dir das überhaupt klar? Wie kann ich dir jemals wieder vertrauen.«

Er streichelte sacht über ihre zerzausten Haare. »Du hast Recht. Aber was erwartest du eigentlich von einem alten Gauner, hm? Dass ich innerhalb von ein paar Stunden eine wundersame Wandlung vollziehe und als Heiliger hier vor dir stehe?«

Ida kicherte und drückte ihn fest an sich. »Das schafft wohl niemand«, gab sie zu. »Selbst die Schöpfer würden sich an dir die Zähne ausbeißen, da bin ich sicher. Geh jetzt, mein schurkischer Raubritter, und lass mich schlafen. Wir haben eine gefährliche Unternehmung vor uns.«

»Kann mir endlich jemand erklären, was hier vor sich geht?« Selten in meinem Leben hatte ich mich so hilflos gefühlt wie nach dieser seltsamen Sitzung. Ich hockte da, Ter'briach in meiner Hand, und sah Jinqx hinterher.

Tallis setzte sich neben mich auf den Boden und schlang ihren schwarzen Schwanz entspannt um die bloßen Fußknöchel. Ich hatte mich inzwischen so an diesen Anblick gewöhnt, dass er mir nicht mehr im Mindesten ungewöhnlich erschien. Sie nahm behutsam meine Hand und streichelte sacht darüber. »Du fühlst dich in Angelegenheiten verwickelt, die dich eigentlich nichts angehen, habe ich Recht?« Ich erwiderte ihren Blick nicht ohne Vorwurf. Sie seufzte und schlug die Augen nieder. »Ich erzähle dir von deiner Großmutter«, begann sie, und ich hörte, wie Ylenia sich hinter uns leise regte. »Elaina und ich waren lange Jahre ein Paar, nachdem dein Großvater gestorben war. Wir haben alle Sorgen und Geheimnisse miteinander geteilt – zumindest glaube ich das –, und ich habe deiner Großmutter bei ihrer besessenen Suche nach den verlorenen Herzen geholfen. Sie war überzeugt davon, dass es ihre Enkelinnen sein werden, die die Herzen aufspüren und mit ihnen auch das verlorene Herz der Welt.«

Sie schwieg und ein bitterer Zug erschien um ihren Mund. »Deine Entführung war eine Entscheidung, die sie gegen meinen Rat getroffen hat«, sagte sie mit einem Anflug von Trauer. »Kurz zuvor war es ihr mit meiner Hilfe gelungen, Ter'firan auf Cairon auffindig zu machen. Ich warnte sie davor, das Herz in Besitz zu nehmen, da sie nicht seine rechtmäßige Hüterin war, und ich befürchtete, sie könnte

Schaden nehmen. Sie schlug meine Warnung in den Wind, und es schien, als hätte ich mich in meiner Sorge um sie getäuscht. Deine Großmutter war eine mächtige Zauberin, wohl die mächtigste, die euer Volk je hervorgebracht hat, aber ohne meine Hilfe wäre selbst ihr nicht gelungen, was sie vollbracht hat. Die Herzen sind machtvolle Gegenstände der Magie, stärker als alles, was die Grennach je geschaffen haben, und sie können ihre Träger auf unvorstellbare Weise beeinflussen und verändern.«

Wieder verstummte sie und ließ mir Gelegenheit, über das Gehörte nachzudenken. Ich akzeptierte inzwischen die merkwürdige Geschichte meiner Herkunft und begann, diese eigentümliche, gleichzeitig primitive und dennoch hoch entwickelte Welt, auf die es mich verschlagen hatte, als meine Heimat zu betrachten. Aber bei dem Gedanken an Magie und Hexerei sträubte sich mir immer noch alles. Die seltsamen Herzen, die nun in der Innentasche meiner alten Lederjacke ruhten, waren ein Aspekt dieses Glaubens an Zauberei, der mich, wenn ich ernsthaft darüber nachzudenken begann, an meiner geistigen Gesundheit zweifeln ließ.

Tallis sah meinen Gesichtsausdruck und deutete ihn richtig. Sie hob die schmalen Schultern und lächelte beinahe entschuldigend. »Das ist alles sicher ein bisschen zu viel für dich«, sagte sie sanft. »Wollen wir uns morgen weiter unterhalten?«

Ich schüttelte heftig den Kopf, und meine länger gewordenen Haare kitzelten meine Wangen. Tallis nickte und fuhr fort: »Elaina, deine Großmutter, entschied, dass es sicherer für uns sei, mit dir auf Cairon zu leben. Sie war der festen Überzeugung, dass dir hier auf unserer Welt Unheil drohte. Getrennt von deiner Schwester wäret ihr dagegen beide in Sicherheit und könntet unbehelligt aufwachsen, bis ihr beide bereit wäret, eure Aufgabe zu erfüllen.«

»Was für eine Aufgabe?«, fragte ich erbost. Ylenia kam an meine Seite und legte ihre schlanken Hände um mein Gesicht. Ihre Augen, die im Dämmerlicht des Nestes von der Farbe geschmolzenen Goldes waren, tauchten tief in meinen Blick. Ich versuchte zu blinzeln, aber meine Lider gehorchten mir nicht. Einen endlosen Moment lang blickte Ylenia bis auf den Grund meiner Seele, dann ließ sie mich los und zog mich in eine sanfte Umarmung. Ich spürte, wie Chloe sich beunruhigt einen weniger beengten Schlafplatz in meinem Ärmel suchte. »Ich verstehe vieles nicht«, sagte Ylenia leise, ohne mich aus der Umarmung zu entlassen. Ich wehrte mich nicht dagegen, obwohl mein erster Impuls war, mich heftig freizumachen. Unsicher legte ich

meine Arme um Ylenias Taille und roch den sanft pudrigen Duft, der von ihrem Haar ausging.

»Meine Mutter hat mich niemals in das eingeweicht, was sie tat«, fuhr sie fort, gleichermaßen an mich wie an Tallis gewandt. »Ich wusste schon sehr früh, dass ich einmal ihre Stelle im Weißen Orden einnehmen würde, und habe immer erwartet, dass sie mich in ihr Vertrauen zieht, aber das sollte nie geschehen.« Sie seufzte leise und lachte direkt darauf. Sie schob mich von sich, ohne mich loszulassen, und betrachtete mich, als habe sie mich nie zuvor gesehen.

»Du und deine Schwester«, sagte sie nachdenklich und machte eine Pause. Einige schwarz-silberne Haarsträhnen hatten sich wie immer aus dem unordentlichen Knoten gestohlen und fielen über ihre Schulter. »Ihr beide seid mir in mehr als einer Hinsicht ein Rätsel. Ihr solltet beide Hexen sein, bei eurer Herkunft und eurem Aussehen. Aber Anida ist so magieblind, wie es selbst bei normalen Menschen selten ist, und du scheinst ebenfalls keinerlei magische Kräfte zu haben. Allerdings ...«, sie zögerte und wechselte einen besorgten Blick mit Tallis. »Ida habe ich mit der Schale geprüft. Zweimal habe ich sie hineinblicken lassen, und zweimal hat sie mich auf eine Art überrascht, die seltsam und unerklärlich war. Vielleicht sollte ich es dir ersparen, aber ...« Wieder unterbrach sie sich und blickte Hilfe suchend Tallis an.

»Ich werde dabei sein«, sagte die alte Grennach entschieden. Sie wickelte den Schweif von ihren Füßen und stand auf. »Lass es uns für morgen Abend vorbereiten, Ylen. Eddy, bist du damit einverstanden?«

Ich zuckte mit den Achseln. Da ich nicht genau wusste, worum es ging, konnte ich schwerlich eine Meinung dazu äußern. Es hatte anscheinend mal wieder mit Zauberei zu tun, was mir Unbehagen verursachte, aber wahrscheinlich musste ich mich damit abfinden, wenn ich wirklich vorhatte, mein Leben hier anzunehmen. Ylenia legte mir eine Hand auf den Arm und drückte ihn beruhigend. Ich nickte ergeben. »Morgen Abend.«

In dieser Nacht schlief ich unruhig und wurde von bedrückenden Träumen heimgesucht. Ich lief durch die ungewöhnlich menschenleeren Straßen von Cairon City und suchte etwas. Die Clouds waren so schmutzig und heruntergekommen wie immer, und es kam mir nicht im Geringsten bemerkenswert vor, dass überall Bäume standen, in denen es vor Leben zu wimmeln schien. Aber jedes Mal, wenn ich

in eine der dichten Kronen blickte, war dort nichts, kein Tier, kein Mensch, kein ... was auch immer ich dort erwartete zu sehen: kleinwüchsige Wesen mit langen Schwänzen, die geschickt von Ast zu Ast turnten, aber keine Affen, sondern ... Ich zermarterte mir das Hirn, aber es wollte mir nicht einfallen.

Unser Haus, das Haus meiner Großmutter, stand still und dunkel da und schien mich zu erwarten. Ich stürmte die kleine Vortreppe hinauf und riss die Tür auf. »Großmutter! Ich bin zu Hause!«

Da war niemand, aber ich hörte leise Schritte, die sich im Obergeschoss bewegten. Ich erklimmte die steile Treppe und ging durch die Kammern, öffnete eine Tür, schloss sie wieder, öffnete eine andere, Stunde um Stunde. Die Räume waren klein und verschachtelt, voll gestellt mit allerlei Gerümpel. Da stand mein Kinderbett und dort lehnte der große Spiegel, der immer im Schlafzimmer meiner Großmutter gehangen hatte. Ich wischte mit dem Ärmel über sein staubblindes Glas und blickte hinein. Ein Gesicht blickte mir entgegen, und ich musterte es neugierig. Die Frau, die mich ansah, war mir fremd. Sie war genauso groß gewachsen wie ich, was ungewöhnlich war, überragte ich doch die meisten Männer noch um eine Handbreite. Sie hatte ein schmales, ernsthaftes Gesicht mit einer ausgeprägten Nase und einem kräftigen Kinn. Ihr Haar über der breiten Stirn hatte offenbar seit längerem keinen Friseur mehr gesehen und hätte einen Schnitt vertragen können. Seltsame Haarfarbe, dachte ich belustigt. Als könnte sie sich nicht entscheiden. Ihre Augen waren goldgrün und ernst, und in den Winkeln zeigten sich winzige Fältchen. Ihr breiter Mund hatte großzügig geschwungene Lippen, die sich jetzt zu einem winzigen Lächeln bogen. Ich lächelte zurück. Die Frau hob eine ihrer großen Hände und hielt sie mir entgegen. In der Handfläche lagen zwei silbern verschlungene Broschen: rot und Funken sprühend die eine und von einem zarten blauen Dunst umhüllt die andere. Ich atmete tief und erleichtert ein und zog meine Hand aus der Tasche. In ihr fühlte ich ein fremdes, schweres Gewicht, schwerer, als die kleinen Schmuckstücke hätten sein dürfen. Unwillkürlich ahmte ich die Geste der Fremden nach und öffnete meine Handfläche. Grünlich wabernd wie unter Wasser schimmerte Ter'fran, und Ter'briach in seiner erdigen Fülle lastete schwer zwischen meinen Fingern.

Die Lippen der fremden Frau formten stumme Worte, und ich bemühte mich verzweifelt, sie zu lesen. »Adina«, sagte ich unwillkürlich. Dann schüttelte ich den Kopf. »AnidA.« Die Frau streckte mir

die Hände entgegen. Blau und rot schimmerten die Herzen. Hinter ihr erschien schattenhaft eine weiße, schlanke Gestalt. Haar glänzte schwarz-weiß-silbern.

»Großmutter«, rief ich erleichtert und drehte mich um. Nachtschwarze Gewänder schimmerten, und eine dunkel verhüllte Gestalt zog sich zurück, ehe ich sie genauer betrachten konnte. Als ich mich zum Spiegel umwandte, war seine Fläche leer. Ich konnte das Zimmer erkennen, in dem ich stand, jede Einzelheit bis hin zu den Spinnweben und den Spuren, die ich auf dem staubigen Boden hinterlassen hatte. Aber Adina/Anida war fort. Ich trat dicht an den Spiegel heran und versuchte, sie irgendwo in einer der dämmrigen Ecken zu finden. An den Spiegel gepresst, bemerkte ich erst das wahrhaft Merkwürdige: Wo war mein eigenes Spiegelbild?

Schweißgebadet und mit einem heftigen Ruck, als wäre ich aus geringerer Höhe in mein weich gepolstertes Schlafnest gefallen, erwachte ich. Ich rappelte mich schlecht gelaunt auf und stieg in meine Kleider. Chloe steckte ihren Kopf aus der Schlafkuhle und blinzelte mich verdutzt an. Ich wollte schwimmen gehen, vielleicht half mir das, die schweren Träume aus meinem Kopf zu vertreiben.

Die Luft war kühl und schmeckte prickelnd wie Wein. Ein leichter Dunst lag über allem und ließ die Konturen sanft verschwimmen. Ich stieg in den leeren Transportkorb, dessen Bedienung ich inzwischen gelernt hatte, und ließ mich zum Waldboden hinab. Die dicken Moospolster federten wie ein exquisiter Teppich unter meinen bloßen Füßen. Ich spürte, wie meine Stimmung sich zu heben begann. Niemand bewegte sich in den Gassen, die die dicken Wurzeln bildeten, und die wenigen Laute, die ich hörte, stammten von den Tieren in den Stallungen und den erwachenden Vögeln überall in den Baumwipfeln.

Ein leiser, süßer Vogelruf weckte meine Aufmerksamkeit, als ich mich dem Rand der Lichtung näherte. Ich blickte mich um und sah Jinx' dunkle, schweigende Masse, die gegen eine Wurzel gelehnt auf einem schwellenden Moospolster saß.

Ich setzte mich neben sie und lehnte meinen Kopf an das raue Holz. Chloe krabbelte aus meinem Ärmel und sprang hinüber, um irgendwo in den unergründlichen Tiefen von Jinx' Kleidern zu verschwinden. Die Sturmkrähe saß still da, ihre Hände ruhten reglos in ihrem Schoß, und noch nicht einmal ein gelegentliches Blinzeln belebte ihre starren Züge. Sie wirkte, als säße sie schon seit Urzeiten

hier an diesem Ort, genauso aus der Wurzel gewachsen wie der Baum selbst, ebenso alt und ebenso überlebensgroß auf dem Boden ruhend.

»Wie alt bist du eigentlich, Jinqx?«, fragte ich impulsiv. Sie wandte unendlich langsam den Kopf und sah mich aus fremden, spiegelnd schwarzen Augen an. Ich sah mein Gesicht in ihnen, winzig klein und verzerrt, und musste an meinen Traum in dieser Nacht denken. Jinqx senkte langsam die Lider, und ein Atemzug hob ihre Brust.

»Ah«, sagte sie, ein Laut zwischen Erleichterung und Schmerz. »Ah, ja.« Sie öffnete wieder die Augen und schenkte mir ein winziges, ironisches Lächeln. »Wolltest du nicht schwimmen gehen?«

Glühender, sengender Zorn kochte in mir empor wie Lava, die sich den Weg durch dunkle Erdschichten ins Freie sucht, und nahm mir den Atem. Jinqx sah mich mit abwartendem Interesse an. Der Spott in ihren dunklen Augen schürte meine aufschießende Wut nur noch mehr. Mein Hals war wie zugeschnürt, und in mir war für nichts anderes mehr Platz als für den Wunsch, ihr weh zu tun, damit dieser arrogante, überlegene Ausdruck endlich von ihrem Gesicht verschwand. Schwerer, herbstlicher Geruch wie von modrigem Laub und brackigem, fauligem Wasser stieg in meine Nase und ließ mich würgen.

»Du«, zischte ich. »Du sitzt da und glaubst, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, was? Weißt du, wie mich das ankotzt? Wer bist du überhaupt? Was gibt dir das Recht, uns alle zu behandeln wie dumme Kinder, du – du – du stinkendes Stück Abfall!« Jinqx lächelte nur. Ich wandte mich blind vor Wut ab und hieb meine Faust gegen die rissige Rinde der Wurzel, wobei ich mir wünschte, sie wäre das höhnische Gesicht neben mir. Leise Geräusche und ein winziges blaues Rauchwölkchen, das in der Luft zerfaserte, zeigten mir an, dass Jinqx sich in aller Gemütsruhe eine Pfeife angezündet hatte. Ich schlug wieder und wieder gegen das harte Wurzelholz und riss mir daran die Fingerknöchel auf.

»Es ist schwer am Anfang«, sagte Jinqx nachdenklich. »Sie zerrt an dir wie ein Gewittersturm, und später liegt sie auf deinen Schultern wie die Last der Welt. Aber du wirst dich daran gewöhnen.« Ich schluckte an meinem Grimm und drehte mich wieder zu ihr um. Sie saß friedlich da und blickte den Rauchwölkchen aus ihrem Mund nach. Ich begriff nicht, was sie von mir wollte.

»Sie wird dich verändern«, fuhr sie träumerisch fort. »Das muss nicht schlimm sein. Du solltest nur aufpassen, dass sie dich nicht verschluckt. Das kann sie, Eddy. Das kann sie wahrhaftig.«

Ich ballte krampfhaft meine Fäuste und öffnete sie wieder. »Wovon redest du nur?«, fragte ich heiser. Meine Kehle war so wund wie meine Fäuste.

Jinqx legte ihre geöffnete Hand entspannt auf ihren Schenkel und vollführte eine winzige Bewegung mit den stumpfen Fingern. Es schimmerte golden und braun wie Herbstlaub in der Luft über ihrer Hand, und ein Blinzeln später lag Ter'briach in ihrer rissigen Handfläche. Ich sog panisch erschreckt die Luft ein und erwartete den reißenden Schmerz, den die Trennung von einem der Herzen immer mit sich brachte – aber dieses Mal blieb er aus. Ein intensiver werdender Geruch nach Moder und nassem Laub, schwerer dunkler Erde und schlammigem Wasser lag in der Luft, erstickte meine glosende Wut und ließ sie einer herbstlichen, melancholischen Stimmung Platz machen.

Jinqx blickte still auf das Herz der Erde nieder. Ihr herbes Gesicht war ungewöhnlich weich und sanft. »Lass dich nicht von ihr verschlingen. Sie ist keine grausame Herrin, Eddy. Aber du musst sie ertragen können.« Ter'briach in ihrer Hand schimmerte weich und golden und verschwand. Eine unvorstellbar schwere Last senkte sich auf mich und drückte mich auf den weichen Boden nieder. Mein Brustkorb wurde zusammengepresst, und meine Muskeln kämpften heftig und vergeblich darum, einen Schluck Luft in meine Lungen zu saugen. Der herbstliche Geruch wurde stärker und schärfer wie brennendes Laub und ließ mir Tränen in die Augen steigen. Mein Blick verschleierte sich. Schwärze flutete von den Rändern meines Gesichtsfeldes heran und drohte mich zu verschlingen.

»Ah«, sagte eine weiche Stimme sanft. »Aber du hast Kraft, Eddy. Wir gehen jetzt ein Stück deines Wegs gemeinsam, aber eigentlich brauchst du mich nicht. Ich habe keinen Einfluss, niemals. Ich bin die Botschaft, nicht die Tat. Ich bin die, die zusieht; nicht die, die handelt. Ich bin der Tod und nicht das Leben. Atme, Eddy. Es ist ganz leicht.«

Ich holte tief und zitternd Luft. Die Last hob sich von mir und verschwand, wie sie gekommen war. Die Luft schmeckte süß und frisch nach grünem Laub und reifendem Obst. Jinqx sah reglos zu, wie ich mich aufrichtete und wieder gegen die rissige Wurzel lehnte. Meine Finger bebten unkontrolliert, und Funken tanzten vor meinen Augen.

Jinqx taxierte mich nüchtern und nickte. Sie griff in eine ihrer unzähligen Taschen und holte die schmierige Schnapsflasche hervor,

entkorkte sie und drückte sie mir in die Hand. »Nimm einen ordentlichen Schluck. Das hilft, Eddy, glaube mir. Ich habe ausgiebige Erfahrungen damit gesammelt.«

Benommen tat ich, was sie befahl. Der scharfe Schnaps rann brennend durch meine Kehle und setzte meinen Magen in Flammen. Der reine, sommerliche Obstgeschmack vertrieb den letzten Rest fauligen Modergeruchs aus meinen Sinnen. Keuchend setzte ich die Flasche ab, rang nach Luft und nahm noch einen zweiten, großen Schluck. Dann wischte ich über meinen Mund und meine tränenden Augen und gab Jinx die Flasche zurück.

Sie verkorkte die Flasche und reichte sie mir wieder hin. »Behalte sie«, sagte sie mit sanfter Ironie. »Du brauchst sie jetzt nötiger als ich.« Sie grinste, dass sich ihr dunkles Gesicht kräuselte wie eine vom Wind bewegte Wasserfläche. »Außerdem finde ich sicher noch die eine oder andere Flasche in meinen Taschen, wenn ich ernsthaft danach suche.« Sie streckte sich gähnend, klopfte ihre Pfeife aus und stand auf. »Gehen wir nun schwimmen?«

Sie hielt mir auffordernd ihre Hand hin. Ich ergriff sie benommen und ließ mir aufhelfen. Stumm und ohne zu begreifen, was geschehen war, folgte ich der stämmigen dunklen Frau zum Teich. Leicht wie eine Tänzerin ging sie auf ihren bloßen Füßen vor mir her, und ich musste lachen. Diese seltsame Welt hatte sich vorgenommen, mich zu verblüffen und aus dem Gleichgewicht zu bringen, und ich musste einen ordentlichen Brocken Stolz herunterschlucken, um zugeben zu können, dass es ihr auch immer wieder gelang.

Das Bad hatte die erwünschte erfrischende Wirkung auf meinen benommenen Kopf. Jinx war nur kurz ins Wasser getaucht, hatte entschieden, dass es ihr zu kalt und viel zu nass war, und war eilig wieder ans Ufer geklettert. Jetzt saß sie nur in ihren Mantel gewickelt da und sah zu, wie Chloe ihre Kleider inspizierte, die neben ihr im Gras lagen.

»Was machst du da?«, fragte ich vergnügt. »Lüftest du deine Lumpensammlung?« Jinx grinste und fuhr sich mit den Fingern durch das krause, feuchte Haar. Ich streckte mich neben ihr aus und legte meinen Kopf in ihren Schoß. Jinx beugte sich über mich, wobei sich der Mantel ein wenig öffnete, und studierte mein Gesicht. Ich streckte schläfrig eine Hand aus und streichelte ihre Brüste.

»Wie lange hast du Ter'briach gehütet?«, fragte ich tastend. Sie zeichnete mit ihren groben Fingern die Konturen meiner Stirn und

Wangenknochen nach, eine Berührung, die so zart war wie das Herabfallen eines Blütenblattes.

»So kurz wie einen Atemzug und so lang wie ein Leben«, erwiderte sie gedankenversunken. »Aber es ist gut, wieder frei zu sein. Ich hatte vergessen, wie das ist.« Sie legte ihre Hand auf meine Augen, und ich spürte die Wärme und den Puls ihres Körpers.

»Du weißt, dass ich fort muss«, sagte sie nach einer Weile. »Nicht sofort, auch nicht morgen oder übermorgen. Aber bald, Eddy. Vielleicht werden wir uns nie wieder sehen.«

Ich schob ihre Hand von meinem Gesicht und richtete mich auf. »Wäre das schlimm für dich?«, fragte ich. Sie erwiderte meinen Blick reglos und unbewegt. Dann schüttelte sie sanft, aber nachdrücklich den Kopf. Ihre glänzend schwarzen Augen ließen mich nicht los. Ich griff nach ihrer Hand und suchte vergeblich nach Worten. Sie nickte nach einer Weile, als habe sie das verstanden, was ich nicht sagen konnte, und breitete wortlos ihren Mantel aus. Ich ließ mich von ihr einhüllen und tauchte hinein in die schwere Dunkelheit, die sanft und bitter nach Laub und feuchter Erde roch.

Ich muss gestehen, dass ich an diesem Tag von Jinx' Spezialrezept noch reichlich Gebrauch machte. Jinx hatte wie vorhergesagt irgendwo in einer ihrer Taschen noch eine weitere Flasche aufgetan und hielt eifrig mit. Wieder hatte ich das Gefühl, dass, je mehr sie trank, sie umso nüchterner wurde. Aber auch mit mir schien sich etwas verändert zu haben. Hätte mich noch vor kurzem ein solch ausgedehntes Besäufnis mit der Sturmkrähe zu einem schwankenden, seiner Sinne nicht mehr mächtigen Bündel schlecht zusammengeleimter Haut und Knochen gemacht, war ich an diesem Nachmittag, der dem Bad folgte, trotz des reichlich genossenen Schnapses allenfalls ein wenig benommen und vielleicht auch meiner Artikulationsfähigkeit nicht mehr ganz so sicher. Aber mein Geist arbeitete klar und scharf wie selten zuvor, und ich spürte den mächtig und langsam schlagenden Puls der beiden Herzen wie eine stete Trommel, die mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Jinx blieb den ganzen Tag über bei mir, etwas, das sie noch nie zuvor getan hatte, und sie war geradezu gesprächig. Ich erinnere mich im Rückblick nicht mehr an alles, worüber wir redeten, und das schmerzt mich sehr, jetzt, da sie nicht mehr bei mir ist. Eine Sache allerdings ist mir so frisch im Gedächtnis geblieben, als wäre sie gestern erst geschehen.

Wir saßen auf einem stillen Seitenast des riesigen Baumes und ließen unsere Beine ins Leere baumeln. Jinx hatte den letzten Schluck aus ihrer Flasche genommen und sie mit einem bedauernden Achselzucken wieder eingesteckt. Ich bot ihr den winzigen Rest aus der Flasche an, die sie mir geschenkt hatte. »Wir sollten uns gleich Nachschub besorgen«, sagte sie und hob sie lachend an den Mund. Ich klammerte mich an einen dünnen Ast und beugte mich weit vor, um die Äste unter uns zu beobachten, auf denen reger Betrieb herrschte.

Jinx warf mir die geleerte Flasche zu und rülpste. »Komm, meine Freundin«, sagte sie in geradezu überschwänglicher Laune. Sie reichte mir die Hand und zog mich mit Schwung hoch. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel schwer gegen sie, und sie hielt mich fest und taumelte ein paar Schritte rückwärts. Lachend und aneinander geklammert rutschten wir ein Stück den Ast hinunter und fingen uns erst in der nächsten Astgabel. Ich hockte da, kämpfte mit einem Schluckauf, und Jinx begutachtete ohne Bedauern einen neuen, langen Riss in ihrem Mantelsaum.

Dann gab sie mir wieder die Hand, aber diesmal, statt mich hochzuziehen, hob sie meine Hand vor ihre Augen und verweilte so. Ich sah, dass sie wieder einmal den Ring meiner Großmutter an meinem Finger betrachtete. Ihre Miene zeigte eine Mischung aus Ärger, Missbilligung und Sorge. »Warum trägst du diesen Ring?«, fragte sie seltsam scharf.

Ich grinste und machte eine weit ausholende Bewegung mit der Hand, die mich fast von dem Ast katapultiert hätte. »Meine Liebste gab ihn mir vor ihrem Tod mit der Bitte, ihr niemals untreu zu werden«, schwadronierte ich in pathetischem Ton, versaute aber die ganze Wirkung durch ein albernes Kichern, das mir direkt danach entfleuchte.

Jinx verzog keine Miene. »Woher hast du ihn?«, bohrte sie weiter. Die Fragerei machte mich wütend. Was ging es Jinx an, woher ich den Ring hatte und warum ich ihn trug? Dieser seltsame Anfall von Eifersucht schien mir so wenig zu ihr zu passen wie saubere, ordentliche Kleidung. Sie ließ meine Hand los und seufzte. »Sei vorsichtig, Eddy. Der Ring besitzt Magie, und ich kann nicht sehen, welcher Art sie ist. Er verursacht mir ein sehr ungutes Gefühl – und du weißt, dass ich mich auf meine Ahnungen immer verlassen kann.«

Der Ton, in dem sie ihre Warnung aussprach, war beiläufig, aber ihre Worte verursachten mir dennoch eine Gänsehaut. Ich erklärte eilig die Herkunft des Ringes, und Jinx lauschte, ohne eine Miene zu

verziehen. Als ich geendet hatte, schwieg sie eine Weile und zuckte dann fatalistisch mit den Achseln.

»Mag sein, dass ich mich irre«, sagte sie gleichgültig. »Behalte ihn einfach im Auge, das kann in keinem Fall schaden. Und wenn du deine Schwester triffst – warne sie.«

Nach diesen Worten waren wir lange Zeit still. Ich fühlte mich unangenehm ernüchtert. Mir fiel ein, dass ich mit Ylenia und Tallis verabredet war, weil meine Tante irgendetwas mit mir und einer Schale anstellen wollte. Etwas Magisches. Ich entwickelte langsam, aber sicher eine Allergie gegen Zauberei. Trotzdem hatte ich nicht vor, betrunken vor den beiden zu erscheinen. Ich erklärte es Jinqx, und sie nahm es mit einem Nicken zur Kenntnis.

»Leg dich lieber etwas hin. Wir sehen uns hinterher«, bestimmte sie. »Ich hole dich ab. Wenn du mir deine Flasche mitgibst, Sorge ich dafür, dass sie aufgefüllt wird.«

Ich händigte ihr die Flasche aus und sah Jinqx nach, wie sie flink die nächste Leiter erklomm. Auf halbem Weg hielt sie inne und machte Anstalten, wieder zurückzukommen. Sie wandte ihren Kopf und sah zu mir, das Gesicht verzerrt wie von einem plötzlichen Schmerz oder einer übergroßen Anstrengung. Ich fasste nach der untersten Sprosse der Leiter, unsicher, ob sie meine Hilfe brauchte, aber sie schüttelte nur leicht den Kopf und lächelte verzerrt.

»Es ist gut«, rief sie heiser. »Geh, leg dich schlafen, Eddy. Ich werde dir folgen, das verspreche ich dir!« Ohne ein weiteres Wort setzte sie ihren Aufstieg fort, allerdings merklich mühsamer als zuvor. Ich sah ihr besorgt nach, bis sie im Gewirr der Blätter verschwunden war, dann folgte ich brav ihrer Anweisung und legte mich schlafen, wobei mir zum ersten Mal auffiel, dass Chloe nicht mehr da war. Sie musste bei Jinqx geblieben sein. Ich wusste nicht, ob ich deshalb beleidigt sein sollte, aber dann tat ich es mit einem Achselzucken ab. Die Kleine genoss vielleicht das saftige Müllaroma, das diese Welt ihr bisher nicht hatte bieten können.

Meine Tante und Tallis erwarteten mich schon, als ich durch den Eingang des Nestes krabbelte. Ylenia musterte mein zerknautschtes Äußeres leicht befremdet, ersparte mir aber eine Bemerkung. Tallis lächelte nur und blinzelte mir zu. Ich hockte mich mit klopfendem Herzen zwischen die beiden und sah meiner Tante zu, wie sie behutsam eine anscheinend schwere Kristallschale vor mich hinstellte, die mit einer ölig schimmernden klaren Flüssigkeit gefüllt war.

»Was muss ich tun?«, fragte ich leicht beklommen. Ylenia nahm meine Hände und rieb leicht mit ihren Daumen über meine Handrücken.

»Hab keine Angst.« Sie lächelte aufmunternd. Ihre Zuversicht kam mir allerdings ein wenig aufgesetzt vor. Ihre bernsteinfarbenen Augen waren leicht verschleiert, wie von unausgesprochener Sorge.

Tallis schnalzte leise mit der Zunge und wischte mit ihrem Schwanz über den Boden, wobei einige Bruchstücke von Zweigen und vertrockneter Rinde sich darin verfangen und leise raschelten. »Macht es nicht so spannend. Ylen, das ist eine kinderleichte magische Übung, also hör auf, dreinzuschauen wie das Sommergewitter persönlich!«

Ylenia lachte und entspannte sich tatsächlich. »Mit deiner Hilfe wird es sicher gelingen, Nestälteste«, sagte sie weich.

Tallis schnalzte wieder und wickelte den Schwanz um die Füße. »Fangt an«, bestimmte sie. Ich beugte mich nach Ylenias Anweisungen über die Schale und blickte hinein. Dann leerte ich meinen Geist, was mir alles andere als leicht fiel. Ich steckte meine Hand in die Tasche und griff nach der kleinen Holzkrähe, die ich immer noch mit mir herumtrug. Mein Daumen fuhr über den scharfen Schnabel, und meine Gedanken wanderten zu Jinx und dann zu dem Traum der letzten Nacht, zu Ida ...

»Nein, Eddy«, hörte ich Ylenia noch scharf sagen, dann verschwamm das Nest um mich herum und ich begann zu fallen. Meine Augen, meine Nase und meine Ohren füllten sich mit schwerer, öliger Flüssigkeit. Vor meinem Blick waberten schwarze, unheilvoll schimmernde Schlieren, die sich verdichteten und wieder zerfaserten wie Tinte im Wasser. Ich versuchte zu schreien, aber als ich den Mund öffnete, drang die samtweiche Flüssigkeit auch dort ein und floss durch meine Kehle. Ich schluckte und hustete gleichzeitig. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, aber sie brachte mich zum Würgen. Ich schnappte nach Luft und fühlte, wie sie ölig in meine Lungen schwappte. Panisch um mich schlagend, blind und taub, fiel ich immer weiter, versank immer tiefer in dem unheimlichen Zeug. Eigentlich hätte ich ersticken oder ertrinken müssen, aber ich konnte, wenn auch mühsam, immer noch atmen, obwohl ich deutlich fühlte, dass zähe Flüssigkeit statt Luft meine Lungen füllte.

Ich zwang mich zur Ruhe. Anscheinend war ich nicht in akuter Gefahr, und es nutzte mir nichts, wenn ich in Panik verfiel. Ich war irgendwie hier hereingeraten und musste zusehen, wie ich wieder hi-

nauskam. Da waren meine Tante und Tallis, die dabei gewesen waren, wie dieses ölige Etwas mich verschluckt hatte. Sie würden sicherlich versuchen, mir zu helfen.

Meine Finger klammerten sich um etwas Spitzes, Hartes. Ich konnte mich nicht daran erinnern, was es war, aber es ging ein tröstliches Gefühl davon aus, deshalb hielt ich mich weiter daran fest, während ich immer noch zu fallen glaubte. Alle meine Versuche, meine verschwommene Sicht zu klären und dahinterzukommen, wo ich mich befand und wieso ich Minuten um Minuten fallen konnte, ohne irgendwo anzukommen, blieben vergeblich. Ich streckte tastend meine Hand aus, aber um mich war nichts als dickflüssige, sich etwas schmierig anfühlende Flüssigkeit, die unangenehm weich und nachgiebig durch meine Finger glitschte.

Nichts passierte, ich fiel offenbar schon seit Stunden – obwohl ich sogar begann, das Gefühl für diese Bewegung zu verlieren – ich spürte keine Bedrohung, ich sah, hörte, roch und schmeckte nichts. Kurz: Es war die Hölle.

Ich schlief. Ich war wach. Es gab kein Ich, das schlafen oder wach sein konnte. Da war nur das endlose, rotierende Rasen der Gedanken, und auch das wurde langsamer, träger, zäher, so zäh und ölig wie die Umgebung, in der etwas fiel oder schwebte, das einmal ein Mensch gewesen war – oder sich eingebildet hatte, ein Mensch zu sein, der Eddy hieß – oder Adina – oder –

Nichts.

Schwarze Mauern schlossen sich um mich, und graues Zwielflicht beleuchtete lange, eintönige Gänge und Torbögen, die in andere Gänge führten. Ich taumelte durch das endlose Labyrinth und suchte meinen Weg durch diesen steinernen Albtraum. Jedes Gefühl für Zeit und Raum war mir verloren gegangen. Ich wusste nicht mehr, wer ich war oder wonach ich strebte. Das Labyrinth war meine Welt, und ich existierte aus dem einzigen Grund, auf ewig darin herumzuirren.

Tallis und Ylenia blickten erstarrt auf die zwischen ihnen stehende Kristallschale, in der eine dunkle, schlierige Flüssigkeit schwappte. Die alte Grennach-Frau kauerte zum Sprung bereit da, die Hand nach der Schale ausgestreckt. Ylenia schloss langsam die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Ein Schmerzenslaut, der aus dem Innersten ihrer Seele zu kommen schien, löste sich von ihren Lippen und verhauchte gepenstisch im dämmrigen Inneren des Nestes.

Tallis erwachte aus ihrer Erstarrung und ergriff die Schale. Grimmig kippte sie sie um und sah zu, wie die ölige Flüssigkeit in den geflochtenen Matten, die den Boden bedeckten, versickerte.

»Das war jenseits meiner Kräfte«, sagte sie zornig. »Keine von uns hat es aufhalten können. Bei den ewigen Baumwesen, was ist nur geschehen?«

Ylenia legte ihre Hände auf den nassen Boden und schüttelte fassungslos und verzweifelt den Kopf. »Ich hätte es nicht versuchen dürfen, Tallis. Ida hat mir gezeigt, dass die Gesetze der Magie nicht gelten, wenn es um sie geht. Ich hätte wissen müssen, dass das auch auf ihre Schwester zutrifft. Ich hätte es wissen müssen!«

»Ah«, sagte eine weiche Altstimme vom Eingang her. »Ah!« Es klang gleichzeitig resigniert und triumphierend. Ylenia wandte sich nicht um, aber ihr Gesicht verhärtete sich. Sie presste die Lippen zusammen und starrte auf ihre Hände, die noch immer in der dunklen, öligen Lache auf dem Boden ruhten.

Tallis entspannte sich und zog im Niedersinken die Beine unter ihren Körper. »Also?«, fragte sie geduldig. »Was hast du uns zu sagen, Sturmkrähe Unglücksbringerin?«

Jinx trat ein und setzte sich. Ylenia blickte nicht auf. Ein bitteres Lächeln kräuselte ihre Mundwinkel. »Was soll sie zu sagen haben, Nestälteste? Sie wusste, was geschehen würde, wie sie es immer weiß. Sie sieht das Unglück und rührt keinen Finger, selbst wenn es ihre eigene Geliebte trifft.«

Jinx griff ungerührt nach ihrer Pfeife und steckte sie zwischen ihre kräftigen Zähne. In einer ihrer Taschen raschelte es. Chloe steckte ihren gefleckten Kopf mit neugierig gesträubten Barthaaren heraus. Ylenia wandte sich hastig ab, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen.

Tallis sah Jinx bittend an. »Kannst du uns etwas sagen, Sturmkrähe?«, fragte sie wieder. »Wir brauchen deine Hilfe. Die Hüterin Ter'briachs ist verschwunden, und ich bin nicht fähig, sie zu finden. Meine Kräfte sind zu gering.«

Jinx stieß eine aromatisch riechende Rauchwolke aus und sah ihr zu, wie sie in der stillen Luft zerfaserte. »Ich weiß und weiß nicht, wo Eddy ist«, sagte sie sanft. »Sie hat die einzige Grenze überschritten, die ich nicht überqueren darf.«

Ylenia lachte verächtlich auf. »Eine großartige Hilfe. Ist das alles, was wir von dir zu erwarten haben, Todesbotin? Mysterisches Gefasel?«

Jinx kniff die Augen zusammen. Für einige Momente schien sich an der Stelle, wo sie saß, eisige Kälte und die Leere des unendlichen Raumes auszubreiten. Tallis streckte begütigend eine Hand aus, und mit einem hörbaren Ausatmen der dunklen Frau, das von einer erneuten kleinen Rauchwolke aus ihrer Pfeife begleitet wurde, entspannte sich die Atmosphäre wieder.

»Ich kann ihr nicht folgen, aber ich kann etwas anderes tun«, sagte Jinx. »Ein Stück von mir ist mit ihr gegangen, deshalb kann ich spüren, was mit ihr geschieht. Im Moment ist sie nicht in Gefahr. Sie wird die Grenze erneut überschreiten, und dann will ich dort sein, wo sie wieder in unsere Welt eintritt. Du kannst mir helfen, diesen Ort zu lokalisieren, Tallis.« Sie warf einen blitzenden Blick auf Ylenia und setzte ungewöhnlich scharf hinzu: »Auch deine Hilfe wird benötigt, weiße Hexe. Obwohl du mich hasst und verachtest, achte ich deine Kräfte. Sie sind ungewöhnlich stark für eine Menschenfrau.«

»Spar dir dein Lob, Sturmkrähe«, entgegnete Ylenia nicht minder scharf. »Ich werde dir helfen, aber nur, weil dies der einzige Weg zu sein scheint, meiner Nichte beizustehen.«

»Waffenstillstand«, sagte Jinx. Ylenia nickte verbissen. Jinx sah Tallis auffordernd an. Die alte Grennach erhob sich und stellte die Schale zwischen sie. Dann hob sie fragend die Brauen.

»Kein Wasser«, sagte Jinx knapp. Sie saugte an ihrer Pfeife und beugte sich tief über die Kristallschale. Mit einem langen Atemstoß entließ sie den bläulichen Rauch in die Schale. Er fiel auf den Boden nieder, kräuselte sich dort, ballte sich zusammen und breitete sich wieder aus. Immer noch stieß Jinx mit nahezu unerschöpflichem Atem den würzig duftenden Rauch aus und füllte nach und nach die gesamte Schale damit. Als der Rauch den oberen Rand erreichte, hielt sie gebieterisch ihre Hand darüber und schloss die Augen, bis sie wieder zu Atem gekommen war.

»Bleib«, befahl sie und nahm die Hand fort. Der sanfte Rauch blieb gehorsam im Inneren der Schale und wallte dort bewegt hin und her, auf und ab. Jinx grinste und holte eine Flasche aus dem Mantel. Sie nahm einen kräftigen Zug, rülpste und reichte die Flasche mit einem ironischen Zwinkern Ylenia, die nur angewidert abwehrte. Tallis hingegen dankte ihr und trank einen kleinen Schluck.

»Dann mal los«, sagte Jinx und beugte sich über die Schale. »Ich brauche den Aufenthaltsort von Eddys Schwester. Weiße Hexe, du hast die stärkste Verbindung zu ihr. Was siehst du?«

Ylenia beugte sich widerwillig vor, bis ihr schwarzsilberner Schopf

Jinqx' krause Locken berührte. Jinx hob ihre Hand und griff nach Tallis und dann auch nach der schmalen weißen Hand der Hexe, die zuerst zurückzuckte, sie ihr dann aber mit einem unwilligen Kräuseln ihrer Lippen überließ.

»Ah«, hauchte Jinx nach einer Weile. »Ah, ja.« Sie schloss die schwarzen Augen. Ihr Kopf sank tiefer. Mit einem endlos erscheinenden Atemzug saugte sie die bläulichen Schwaden wieder ein, bis die Schale erneut leer und makellos vor ihnen stand. Jinx sank auf ihre Fersen zurück und legte die Hände in den Schoß. Ylenia starrte die in ihren dreckigen Kleidern versunkene Frau an. Jinx saß reglos und ohne zu atmen da, die Augen weit geöffnet und blicklos in die Ferne gerichtet.

Endlich, nach einem Zeitraum, der Ylenia bereits unruhig und ein wenig besorgt herumrutschen ließ, blinzelte sie und entließ ihren angehaltenen Atem, der klar und ohne jede Trübung aus ihren Lungen strömte. »Ah«, sagte sie wieder versonnen.

Chloe krabbelte aus der Tasche und rollte sich in ihrem Schoß zusammen. Jinx begann sie geistesabwesend zu kraulen. Tallis und Ylenia blickten sich an, die eine ungeduldig und mit schlecht verhohlenem Zorn und die andere mit einem besänftigenden Lächeln.

»Ja«, sagte Jinx und stand auf. »Ich mache mich dann auf den Weg.« Sie wandte sich zur Tür.

»Halt«, peitschte Ylenias Stimme hinter ihr her. »Du kannst nicht einfach so gehen, Sturmkrähe!«

Mit ehrlichem Erstaunen im Gesicht drehte Jinx sich noch einmal um. »Ihr habt es nicht gesehen?« Tallis schüttelte stumm und niedergeschlagen den Kopf, und Ylenia ballte nur um Fassung ringend ihre Fäuste. Jinx legte den Kopf auf die Seite, als höre sie auf etwas, was den anderen verborgen blieb. »Die Schwarze Zitadelle«, sagte sie sanft. »Wir werden beide dort finden.« Damit wandte sie sich endgültig ab und verließ das Nest.

Ylenia blickte Tallis an, die Jinx hinterhersah. »Die Zitadelle«, murmelte Tallis. »Ein übler Ort, seit je. Wir spüren schon seit einiger Zeit die schwarze Kraft, die von dort ausgeht. Du hast sie auch bemerkt, Ylen, oder täusche ich mich?«

Ylenia, die blass geworden war, sank ein wenig in sich zusammen. »Warum?«, sagte sie hilflos. »Warum dort?«

Tallis hob die Schultern und ließ sie resigniert wieder fallen. »Es ist, wie es ist. Wann bist du reisefertig?«

Ylenia straffte ihre Schultern. »Sofort, Nestälteste«, sagte sie fest.

Tallis lächelte sie beruhigend an. »Morgen früh wird früh genug sein«, erwiderte sie freundlich. »Jinx werden wir ohnehin nicht mehr einholen können.«

Ylenia schauderte und nickte mit zusammengepressten Lippen. Die Sturmkrähe fliegt voraus, dachte sie voller böser Vorahnungen. Hütet euch, meine Nichten.

Sie ritten schweigend durch den Morgen. Der Himmel war grau bedeckt und es nieselte leise, was nicht gerade dazu beitrug, Idas Laune zu heben. Marten hielt sich an ihrer Seite. Sie spürte die Blicke, die er ihr von Zeit zu Zeit zuwarf. Er hatte ein iovveverflucht schlechtes Gewissen, und das zu Recht. Ida beabsichtigte vorerst nicht, ihn davon zu erlösen, dazu war ihr Groll noch immer zu frisch. Außerdem schmerzten ihre verletzten Hände, und auch ihr Kopf war nach wie vor alles andere als klar.

Ida schniefte leise und verstimmt und wischte sich über das nasse Gesicht. Marten blickte wieder zu ihr hin und schnitt dabei eine herzerreißend jämmerliche Miene. Ida sah zwischen den Ohren ihres Pferdes eisern auf den schlammigen Weg und gab vor, seine flehenden Blicke nicht zu bemerken. Er seufzte und sank ein wenig in sich zusammen. Der Regen wurde stärker. Ida zog sich die Kapuze ihres Umhanges tiefer in die Stirn und verfluchte wortlos die Elemente und das verdammte Pech, das sie hier durch dieses von allen Schöpfern verlassene Land hetzte, auf der Suche nach ihrem leichtsinnigen Bruder, der es ihr mit Sicherheit, wie sie ihn kannte, noch nicht einmal danken würde.

Marten räusperte sich. »Sollen wir nicht eine Pause einlegen?«, fragte er sehr vorsichtig. »Bis der Schauer vorbei ist? Ich könnte eine Rast vertragen, du nicht?«

Ida verkniff sich ein Lächeln. Der Dicke hatte Hunger. »Meinetwegen. Lass uns nach einem Unterschlupf suchen.«

Marten schnaufte erleichtert und wies auf eine Ansammlung von Felsen rechts vom Weg. »Da hinten gibt es eine Schäferhütte«, sagte er eifrig. »Dort können wir sicherlich unterkommen. Um diese Jahreszeit ist die Herde meist im Süden unterwegs.« Ida knurrte unverbündlich und lenkte ihr Pferd hinter Marten her.

Die Schäferhütte, die sie nach einer halben Stunde Ritt erreichten, entpuppte sich als ein zwischen zwei Felsen geklemmter offener Unterstand, der sie nur notdürftig gegen den Wind und den inzwischen heftig herunterpladdernden Regen schützte. Ida kauerte fröstelnd an der Felswand nieder, während sich Marten um die Pferde kümmerte und dann versuchte, mit dem feuchten, im Unterstand gestapelten Holz ein Feuer zu entfachen. Ida zog es kurz in Erwägung, den klitschnassen Umhang auszuziehen, aber sie fühlte sich zu elend, um irgendeine Bewegung zu machen. Zähneklappernd zog sie das Kleidungsstück enger um sich und betete um etwas Wärme.

Marten gelang es endlich, dem feuchten Holz ein zischendes, heftig qualmendes Feuer zu entlocken. Er wandte sich zu Ida um und zog ihr trotz ihres matten Protestes den durchnässten Umhang von den Schultern.

»Du wirst dich zu Tode erkälten, Prinzessin. Ich habe einen trockenen Mantel in der Satteltasche, den hole ich dir.« Er stapfte zu den Pferden hinüber, und Ida krabbelte mit erstarrten Gliedern dichters ans Feuer. Am liebsten hätte sie sich mitten hineingesetzt, so durchgefroren war sie.

Marten kehrte zurück, das kurze Haar dunkel vor Nässe, und schüttelte sich wie ein Hund, bevor er sich neben Ida hockte. »Zieh die nassen Sachen aus«, befahl er. Ida nestelte mit klammen, vor Kälte schmerzenden Fingern an den Lederriemen ihrer Tunika herum, die sich so voll Regenwasser gesaugt hatten, dass sie sich nicht lösen lassen wollten. Marten kaute unschlüssig auf seiner Unterlippe herum. Dann schob er kurz entschlossen ihre Hände beiseite und ging mit seinen dicken Fingern ans Werk. Er schälte Ida aus ihren Kleidern und wickelte sie fürsorglich in den warmen Mantel. Ida ließ es geschehen und fühlte, wie mit der wohligen Wärme, die in ihre Glieder kroch, ihre Augen schwer wurden.

»Du bist auch nass, mein Ritter«, murmelte sie schläfrig. Martens Antwort versank im samtigen Dunkel des Schlafes.

Sie wurde von würzigem Duft geweckt, der in ihre Nase stieg. Marten hatte es wieder einmal fertig gebracht, unter widrigsten Umständen ein wahres Festmahl zu zaubern. In eine Decke gewickelt

kniete er neben der Feuerstelle und rührte in dem verheißungsvoll vor sich hin brodelnden Topf.

Ida streckte sich, gähnte herzlich und nibbelte mit beiden Händen durch ihre immer noch feuchten Haare. Marten wandte sich um und grinste sie an. »Das Essen ist gleich fertig, Prinzessin.« Sein rundes Gesicht war leicht gerötet, und er leckte sich voller Vorfreude über die Lippen.

»Schön«, sagte Ida aus tiefstem Herzen. Ihr Magen knurrte inzwischen ebenfalls erbärmlich.

Wenig später saßen beide da und löffelten in friedlicher Eintracht den kräftigen Getreidebrei. Ida wischte ihren Napf mit einem Stück Brot aus und seufzte zufrieden, während Marten seinen gewohnten dritten Nachschlag nahm.

»Das war wieder köstlich, mein Ritter«, sagte Ida versöhnlich. Marten sah sie dankbar an und löffelte emsig weiter. »Wann werden wir die Zitadelle erreichen?«

Marten schluckte und wedelte unbestimmt mit seinem Löffel. »Kommt darauf an«, sagte er. »Wollen wir gleich weiter, oder brauchst du noch etwas Ruhe?«

Ida überprüfte ihre körperliche Befindlichkeit und hielt sich für erfrischt genug, um weiterreiten zu können. Der Regen hatte zudem inzwischen nachgelassen, also würde ihre Reise unter weniger unangenehmen Umständen stattfinden. »Wir können sofort aufbrechen«, entschied sie. Marten nickte und aß in aller Ruhe weiter. »Sobald du satt bist, heißt das«, ergänzte Ida lächelnd.

Marten zwinkerte ihr zu und schaufelte den nächsten Löffel in seinen Mund. »Wir werden gegen Abend am See sein«, bemerkte er undeutlich. »Wie wir dann zur Zitadelle rüberkommen, kann ich dir auch nicht sagen.« Ida nickte nachdenklich. Die Schwarze Zitadelle lag inmitten eines tiefen, kalten Bergsees, dessen Überquerung alles andere als ein Kinderspiel darstellen würde. Aber es hatte wenig Zweck, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Sie würde eine Lösung finden, wenn sie dort waren.

In ihren klammen, vom Feuer nur notdürftig getrockneten Kleidern ritten sie wenig später weiter. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war immer noch feucht und von unangenehmer Kühle. Das Gelände, das sie durchquerten, war felsig und abweisend, und der steinige Weg stieg stetig an. Marten pffte leise und falsch vor sich hin, ein Zeichen dafür, dass er sich nicht mehr ganz so unbehaglich fühlte.

Gegen Nachmittag klarte der Himmel endlich wieder auf. Eine blutig rote, tief stehende Sonne zwischen dramatisch beleuchteten Wolken sorgte für einen beinahe beängstigenden Ausblick. Sie hatten nach dem langen Anstieg ein relativ ebenes Gebiet erreicht und sahen nun eine düstere Silhouette vor sich, die bedrohlich aus einer spiegelglatten schwarzen Wasserfläche aufragte.

»Die Zitadelle«, sagte Marten leise.

Ida schrak zusammen. Sie hatten seit Stunden kein Wort mehr miteinander gewechselt, und Ida ritt in einem stetigen Zustand leichter Benommenheit hinter Marten her, der sich immer wieder mit Augenblicken starker Schläfrigkeit abwechselte. Sie richtete sich schwerfällig im Sattel auf. Alle ihre Glieder zogen sie bleischwer hinab, und sie hätte nichts lieber getan, als nachzugeben, sich aus dem Sattel rutschen zu lassen und augenblicklich in tiefen Schlaf zu fallen. »Ah, ja«, sagte sie matt. »Was tun wir jetzt, mein Ritter?«

Marten musterte sie mit deutlicher Sorge. »Du siehst elend aus, Prinzessin. Möchtest du dich ein wenig ausruhen, ehe wir uns einen Weg hinein suchen?«

Ida richtete sich auf und schüttelte energisch die Schwäche ab, die sie in ihren Fängen hielt. »Auf keinen Fall. Ich hätte kein gutes Gefühl dabei, hier ein Lager aufzuschlagen. Lass uns um den See reiten, vielleicht finden wir eine Brücke.«

Marten lenkte schweigend sein grobknochiges Pferd zum Seeufer, und Ida folgte ihm, wobei sie kaum den Blick von der Zitadelle abwenden konnte, die düster dräuend vor ihnen aufragte. Sie war nicht auf einer Insel errichtet, wie Ida zuerst angenommen hatte, sondern der Fuß ihrer mächtigen Mauern versank im schwarzen Wasser des Sees.

»Wer auch immer da wohnt, hat bestimmt einen verflucht feuchten Keller«, rief Marten über seine Schulter.

Ida grinste und musterte das dichte Schilf, das das Ufer bedeckte. Nichts bewegte sich darin, kein Vogel, kein kleines Getier, noch nicht einmal Insekten schwirrten durch die Luft. Es war, als sei die Umgebung der Zitadelle verpestet. Auch in dem tiefen, dunklen Wasser schien nichts zu leben. Ida schauderte bei dem Gedanken, das böserartige Auge des Sees schwimmend durchqueren zu müssen.

»Prinzessin«, rief Marten und wies ins Schilf. Er zügelte sein Pferd und ließ seinen schweren Körper aus dem Sattel rutschen. Er verschwand im Dickicht, und Ida hörte das Schilf rauschen und unter

seinen Füßen brechen. Marten stieß einen erfreuten Laut aus.

»Was hast du gefunden?«, fragte Ida ungeduldig. Wahrscheinlich irgendetwas, das man in den Mund stecken und herunterschlucken kann, schoss es ihr durch den Kopf. Sie schalt sich für diesen ungerechten Gedanken und stieg ebenfalls ab.

Vor ihr tauchte das gerötete Gesicht Martens aus dem dichten Gestrüpp auf. »Ein Boot, Prinzessin. Es scheint ein wenig undicht zu sein, aber es ist nicht völlig leckgeschlagen. Und die Ruder sind auch noch da.«

Ida drängte sich an ihm vorbei und sah misstrauisch auf den morschen Kahn nieder, den Marten entdeckt hatte. »Der trägt uns beide nie im Leben«, sagte sie mit anzüglichem Blick auf Martens Wanst. »Was hältst du von einem Bad?«

Er zog eine jämmerliche Miene. »Prinzessin«, sagte er flehend. »Tu mir das nicht an! Soll ich nicht zuerst hinübrudern und mich ein wenig für dich umsehen?« Ida schüttelte unnachgiebig den Kopf. Martens Hilfe suchender Blick schweifte über das Ufer, und seine Augen weiteten sich. »Aber was ist das?«, rief er überrascht. »Der war doch eben noch nicht da?«

Ida drehte sich um und stolperte beinahe über den zweiten Kahn, der halb verborgen im trockenen Schilf lag. »Nein, der war eben noch nicht da«, stimmte sie nachdenklich zu. »Anscheinend legt man großen Wert darauf, dass wir beide in die Zitadelle gelangen.«

»Zauberei!« Marten verzog angewidert das Gesicht und hielt Ida fest. »Lass uns nachdenken, Prinzessin. Das ist eine verfluchte Falle. Wir sollten nicht blind hineintappen.«

Ida schüttelte seine Hand ab. »Ich habe keine Wahl«, entgegnete sie knapp. »Du kannst hier bleiben und auf unsere Pferde aufpassen. Ich rudere hinüber.« Sie packte das erste Boot und mühte sich vergeblich, es ins Wasser zu schieben.

Marten sah ihr einen Moment lang unschlüssig dabei zu, dann fluchte er und drängte sie beiseite. Mit einem kräftigen Ruck zerrte er den Kahn aus den Ranken, die ihn umschlungen hielten, und schob ihn ins Wasser. Dann wandte er sich dem zweiten Boot zu und befreite es ebenfalls aus dem Gestrüpp. »Du gehst auf keinen Fall alleine«, rief er drohend.

»Spiel dich nicht so auf, edler Ritter.« Ida kletterte in den schwankenden Kahn und griff nach den Rudern. »Ich hoffe, du kannst schwimmen. Die Planken sind morsch, wahrscheinlich brechen sie durch, wenn sie dich nur sehen.«

Marten knurrte gekränkt und stieg sehr vorsichtig in sein Boot. Ida hatte sich bereits vom Ufer abgestoßen und hielt mit einigen kräftigen Ruderschlägen auf die Mitte des Sees zu.

»Warte auf mich!« Marten hängte seine Ruder ein und folgte ihr. Sein Kahn lag beängstigend tief im Wasser, und Ida hörte Marten schimpfen, weil er einen nassen Hintern bekam. Sie näherten sich der Zitadelle, und sie bedeutete Marten, still zu sein. Es war sicherlich sinnlos, denn ihre Ankunft konnte nicht unbemerkt geblieben sein. Die steil aufragenden schwarzen Mauern verursachten ihr ein Gefühl der Beklemmung.

»Siehst du irgendwo einen Eingang?«, rief sie gedämpft.

Marten, dem von der Anstrengung der Schweiß in Strömen über das hochrote Gesicht lief, schüttelte nur den Kopf. »Rückseite«, schnaufte er kurzatmig.

Ida ließ sich an seine Seite zurückfallen. »Bleib hier und warte auf mich. Ruh dich aus. Du siehst aus, als träfe dich jeden Moment der Schlag. Ich sehe mich auf der anderen Seite um und komme dann zurück.«

Marten wischte sich das Gesicht trocken und nickte dankbar. Ida legte sich in die Riemen und ruderte die schwarze Mauer entlang. Eine heftige Windböe aus heiterem Himmel ließ ihr Boot schwanken. Ida hielt grimmig die Ruder fest und wartete, bis das Wasser sich wieder beruhigte. Dann warf sie einen letzten Blick auf Marten in seinem tief liegenden Kahn und bog um die Ecke.

Unerwartet geriet sie in eine dichte Nebelbank, die sie kaum noch die Hand vor Augen erkennen ließ. Ida ruderte sachte und gleichmäßig weiter und orientierte sich an der klammen Kühle, die die Mauern der Zitadelle ausströmten. Einige Ruderschläge später lichtete sich der Nebel. Ida ließ ihren Blick über die Zitadelle wandern.

»Ha«, sagte sie zufrieden. Eine tiefschwarze Öffnung in den dunklen Mauern gähnte sie an. Stufen führten aus dem Wasser direkt in das Tor. Ida wendete das Boot, um Marten zu informieren, und steuerte erneut die Nebelbank an.

Ein massiver Schatten tauchte darin auf und verdichtete sich zu Martens vertrauten Umrissen. Sein stetig sinkender Kahn lag inzwischen halb unter Wasser, und das unterdrückte Schimpfen des dicken Wirtes ließ Ida für einen Moment ihre eigene Sorge vergessen. Sie winkte ihm zu, er möge sich beeilen. »Dort ist der Eingang, mein nasser Ritter. Sieh zu, dass du ins Trockene kommst.«

Er erreichte fluchend die Steintreppe und rettete sich an Land.

Bedrückt sah er auf seinen Kahn, dessen Dollbord kaum noch aus dem Wasser blickte. »Damit komme ich nicht zurück, Prinzessin. Ich werde wohl doch schwimmen müssen.«

»Darüber zerbrechen wir uns den Kopf, wenn es so weit ist. Komm jetzt, Marty, hilf mir, mein Boot anzubinden.«

Sie erklimmen die steile, vom Algenbewuchs rutschige Treppe. Es roch nach Moder und uralten, feuchten Mauern. Im Torbogen blieben sie stehen und blickten in die dahinter liegende Dunkelheit. Marten seufzte und lockerte sein kurzes Schwert in der Scheide. Ida blickte ihn mit emporgezogenen Brauen spöttisch an. »Erwartest du Schwierigkeiten, edler Ritter?«

Marten grunzte ungeduldig und wies mit seiner plumpen Hand ins Innere. »Gehen wir nun hinein oder willst du dich unterhalten?«

Ida zuckte mit den Schultern und trat in das düstere Innere der Zitadelle. Als ihre Augen sich an das Zwielflicht gewöhnt hatten, sah sie sich ein wenig enttäuscht in der weiten Halle um. Hier schien seit Jahrhunderten niemand mehr gelebt zu haben. Die Halle war verwüstet wie von einem riesigen Feuer, rußgeschwärzte Säulen stützten die Decke, und das Mauerwerk lag wie glasiert unter einer dicken Staub- und Rußschicht.

»Das müssen unglaubliche Temperaturen gewesen sein«, murmelte Ida. »Was war das wohl für ein Feuer?«

»Zauberei.« Martens Stimme klang unsicher und ein wenig ängstlich, und Ida sah sich verwundert nach ihm um. Der dicke Wirt schwitzte trotz des kühlen Lufthauchs, der an ihnen vorüberstrich. Zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, sah Ida, dass Marten sich vor etwas ernsthaft fürchtete, und beschloss, es einfach zu ignorieren. »Hier gibt es nichts Interessantes«, sagte sie laut. »Siehst du irgendwo eine Treppe, Marty?«

Sie gingen an den Wänden entlang auf der Suche nach einem Aufstieg. Als sie sich am anderen Ende der Halle wieder trafen, hatte der Wirt sich wieder etwas gefangen. »Nichts zu finden, Prinzessin«, meldete er. »Keine Treppe, keine Tür, nichts. Nur diese Halle hier.«

Ida schüttelte unzufrieden den Kopf. »Das kann doch nicht sein! Du hast die Zitadelle doch auch von außen gesehen, das ist ein riesiges Gebäude! Es muss doch eine Möglichkeit geben, in die anderen Räume und nach oben zu gelangen!«

Marten lehnte sich gegen eine rußige Wand. »Ich bin müde, und ich habe Hunger«, jammerte er. »Wir hätten etwas zu essen mitnehmen ...«

»Marten!«, fuhr Ida ihn an. Er verstummte gekränkt. Sie drehte sich um die eigene Achse und sah sich in der Halle um. Ein gigantischer Pfeiler im Zentrum erregte ihre Neugier. Sie umrundete ihn mehrmals mit grüblerischer Miene.

»Da ist eine Art Markierung«, sagte sie. »Marty, komm mal her, ich reiche nicht ganz hinauf.« Marten setzte sich grummelnd in Bewegung und blieb mit hängenden Armen neben ihr stehen. Ida stieß ihn in die Seite. »Mach nicht so ein Gesicht. Heb mich hoch, ich will mir das genauer ansehen.«

Seine mächtigen Arme umschlangen ihre Taille, und er hob sie mühelos empor. Ida tastete über die eingemeißelten Zeichen, die sie entdeckt hatte. Ihr Ring glitt über den Stein, und ein leises Singen ertönte. Ida riss die Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt, und führte sie an die Lippen.

»Was ist, Prinzessin?«, fragte Marten.

Ida schüttelte verwundert ihre Hand. »Der Stein wurde plötzlich ganz kalt unter meinen Fingern.« Zögernd streckte sie ein zweites Mal die Hand aus. Der silberne Ring an ihrem Finger schimmerte grünlich im Zwielflicht. Ida legte ihre Hand auf die gemeißelten Zeichen, und wieder ertönte ein leises, hohes Singen. Funken sprühten, und Ida fuhr mit einem Aufschrei zurück. Marten taumelte und ließ sie los.

»Was machst du?« schimpfte er. »Bist du verrückt geworden?« Er rieb sich die Schulter. Ida rappelte sich auf und deutete sprachlos auf den Pfeiler. Ein breiter Spalt hatte sich darin aufgetan, hinter dem eine gewundene Treppe in die Tiefe führte.

»Heiliger Strohsack«, entfuhr es dem dicken Wirt. Er griff Halt suchend nach seinem Schwert. »Du willst doch nicht etwa dort hinunter?«

Ida starrte ihn an. »Was ist los mit dir, Marty? So kenne ich dich gar nicht.«

Er wischte sich über den Mund. »Ich habe Angst«, gab er widerstrebend zu. »Das hier ist ein übler Ort, Prinzessin. Jeder Stein hier atmet Bosheit und Zauberei.«

Ida klopfte ihm auf den Arm. »Ich gehe alleine, mein dicker Ritter. Bleib du hier und bewache den Eingang.« Sie wandte sich der Öffnung im Pfeiler zu.

»Nein«, schrie der Wirt und stürzte ihr nach. »Ich bleibe nicht alleine zurück. Warte auf mich!«

Sie betraten die steile Wendeltreppe, die Stufen waren glatt und

ausgetreten. Ida hielt sich an der rauen, etwas feuchten Wand fest und tastete sich in die Dunkelheit vor. Die Luft war abgestanden und schmeckte nach Fäulnis und Verwesung. Ida hörte hinter sich den schweren Atem Martens und seine polternden Schritte.

»Hast du deinen Glühstein bei dir, Marty?«, fragte sie keuchend und versuchte vergebens, in der tiefen Dunkelheit etwas zu erkennen.

»Nein, der ist in meiner Satteltasche«, knurrte der Wirt. »Verflucht finster hier, was?«

Ida seufzte und kletterte weiter. Sie mussten inzwischen tief unter der Oberfläche des Sees sein. Der Gedanke machte sie frösteln. Ihre Beine wurden immer schwerer, sie musste sich zu jedem Schritt neu zwingen. Ihr eigener keuchender Atem klang in ihren Ohren und vermischte sich mit dem lauten Schnaufen Martens. Sie trieb sich weiter vorwärts, abwärts. Gerade, als sie dachte, keinen weiteren Schritt mehr tun zu können, ihre schweren Glieder einfach auf dieser verfluchten, endlos langen Treppe niedersinken zu lassen und dort zu schlafen bis ans Ende der Zeiten, traf ihr Fuß, der nach der nächsten Stufe tastete, hart auf ebenen Boden.

»Wir sind unten«, keuchte sie und hockte sich auf die letzte Stufe, um zu verschnaufen. Marten, der weit zurückgeblieben war, erreichte schließlich auch den Fuß der Treppe und ließ sich ächzend neben sie fallen. Sie lehnte sich an seinen schweren, warmen Körper, und er legte seinen Arm um ihre Schultern.

»Ich bin tot«, prustete er. »Prinzessin, bei dem Gedanken, dass wir da wieder rauf müssen, wird mir ganz elend!«

»Mir auch, edler Ritter. Aber jetzt brauchen wir dringend Licht. Zu dumm, dass wir nicht an Glühsteine gedacht haben.«

Vogelschwingen rauschten. »Ah«, hauchte es an ihr Ohr. Ida wandte sich heftig um, aber da war nichts.

»Hast du das auch gehört, Marty?«

»Was denn?«

Ida fuhr mit den Händen durch die Luft. »Diese Stimme«, sagte sie laut. »Da war eine Stimme!«

Leises, spöttisches Krächzen klingelte in ihren Ohren, und eine weiche Vogelschwinge strich über ihre Wange. Es rauschte leise, ein sanfter Luftzug berührte ihr Gesicht. »Lass uns weitergehen«, sagte Ida und sprang auf.

»Wie sollen wir die Treppe jemals wieder finden? Es ist stockfinster hier.«

Kaum hatte er ausgedet, glomm ein geisterhafter Schimmer auf

und tauchte ihre Umgebung in ein kränkliches graues Licht. Sie standen in einem endlosen Gewölbe. Rundum bot sich ihnen der gleiche Anblick: kalter, unregelmäßiger Steinboden und dicke Säulen, die ein niedriges, gewölbtes Dach stützten.

»O je«, sagte Ida entmutigt und vergaß den geheimnisvollen Vogel. »Das ist ja noch riesiger als die Halle oben. Wie sollen wir Albi hier nur finden?«

Marten sah sich um. »Hier ist weit und breit nichts«, knurrte er. »Siehst du irgendein Anzeichen dafür, dass hier jemand lebt?«

Ida schüttelte den Kopf. »Lass uns ein Stück gehen«, schlug sie vor. Marten schnaufte zwar unwillig, aber er folgte ihr.

Sie gingen lange geradeaus. »Irgendwo muss doch eine Mauer kommen«, sagte Ida verzweifelt. »Wir können doch nicht bis in alle Ewigkeit so weitergehen!«

Als hätte jemand ihre Worte gehört, tauchte hinter der nächsten Säule, die sie passierten, eine Mauer mit einem niedrigen Durchlass auf. Ida spähte misstrauisch hinein. »Ein Gang«, sagte sie ein wenig enttäuscht. »Rechts oder links, Marty?«

»Links«, brummte der Wirt. Ida betrat den Gang und wandte sich nach links. Sie folgten minutenlang dem Gang, der von keiner Tür unterbrochen wurde. Er führte um zwei Ecken und endlich erschien ein weiterer Durchlass.

»Links«, empfahl Marten wieder. Ida zuckte mit den Schultern und gehorchte. Weitere Gänge und Durchlässe führten sie abwechselnd kreuz und quer, bis Ida jegliche Orientierung verloren hatte. Mehrmals landeten sie in einer Sackgasse und mussten umkehren. Die Gänge wanden und schlängelten sich, und die Abzweigungen wurden immer zahlreicher und irreführender.

Ida sank erschöpft auf den kalten Steinboden und lehnte sich gegen die Wand. Marten hockte sich stumm neben sie. »Weißt du, was das ist?«, fragte Ida entmutigt. »Wir stecken in einem verdammten Labyrinth, Marty. Finden wir hier je wieder hinaus?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich fürchte, nein«, gab er mit einem schiefen Grinsen zu. »Ich habe schon vor etlichen Kilometern die Orientierung verloren, Prinzessin. Wir hätten Steinchen auf unseren Weg streuen sollen.«

»Zu spät. Was machen wir jetzt, mein Ritter?«

Er erhob sich ächzend. »Weitergehen. Oder hast du vor, hier hocken zu bleiben und zu verhungern?« Er reichte ihr die Hand und zog sie hoch.

Ida verlor jedes Zeitgefühl. Sie schienen schon tagelang durch die eintönigen schwarzen Gänge zu irren. Das trübe, graue Licht machte sie gleichzeitig müde und deprimiert. Sie starrte auf Martens breiten Rücken und fühlte eine irrationale Wut auf den dicken Mann in sich hochsteigen. »Marten, ich brauche dringend eine Pause!« Sie lehnte sich an die Wand und schloss die Augen.

Marten stand dicht vor ihr, und sie hörte seinen leeren Magen rumpeln. »Ich werfe noch einen Blick um die nächste Ecke, dann komme ich zurück. Vielleicht bringe ich ja Neuigkeiten mit.«

Ida knurrte nur, ohne die Augen zu öffnen. Sie hörte, wie seine schweren Schritte sich entfernten, und rutschte an der kalten Wand entlang in die Hocke. Entmutigt und völlig erschöpft legte sie das Gesicht in die Hände.

Sie musste eingenickt sein, denn lautes Klirren von Stahl und Martens basstiefes Brüllen ließen sie aufschrecken. Sie sprang auf und rannte um die Ecke. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie für einen Moment erstarren. Drei behelmte und schwarz gekleidete Männer hatten Marten in eine Ecke gedrängt. Er schwang verzweifelt sein kurzes Schwert gegen die schwer bewaffnete Übermacht. Ein tiefes Grollen drang aus seiner Kehle, und er wehrte sich erstaunlich gut, obwohl die Schläge unaufhörlich auf ihn niederprasselten.

»Marten!«, schrie Ida und zog ihr Messer, um ihm beizustehen. Die Angreifer trugen schwarze Kettenhemden und Helme mit heruntergeklapptem Visier. In dem Augenblick, als sie auf den Mann zu rannte, der Marten am ärgsten bedrängte, hob dieser sein Breitschwert zu einem mörderischen Hieb. Marten parierte unglücklich, das Schwert flog ihm aus der Hand und klirrte gegen die Wand. Einer der beiden anderen Männer nutzte die Gelegenheit und rammte sein Schwert tief in Martens ungeschützten Leib.

Ida schrie entsetzt auf und stürzte sich auf die Mordgesellen, aber unter ihren Fäusten zerfaserten die düsteren Gestalten wie Nebelstreifen im Wind.

Marten kauerte an der Wand. Aus der klaffenden Bauchwunde ergoss sich ein dunkler Blutstrom über seine Kleider und seine Hände, die sich vergebens bemühten, das hervorschießende Blut zurückzuhalten. Sein Atem ging schwer und röchelnd. Ida kniete sich neben ihn und begann hastig, ihren Umhang für einen provisorischen Verband zu zerschneiden.

»Habe sie nicht kommen sehen«, brachte Marten stöhnend hervor. »Waren da wie vom Himmel gefallen und griffen mich an. Prin-

zessin!« Seine Augen waren voller Todesangst auf sie gerichtet und flehten um Hilfe. Die Blutlache, in der er hockte, vergrößerte sich stetig.

Ida schob seine Hände beiseite, um ihren Umhang gegen die Wunde zu pressen. Ihr wurde übel, als sie sah, welches Unheil der Schwerthieb angerichtet hatte.

»Marty«, sagte sie drängend. »Halt das fest, hier. Ich brauche mehr Stoff.«

Seine blutigen Hände tasteten schwach über seinen Bauch und den Umhang, der schon dunkel durchtränkt war. Er hustete und sank langsam zu Boden. »Zwecklos«, stöhnte er schwach. »Ich bin erledigt, Prinzessin. Lauf, bring dich in Sicherheit. Wenn sie zurückkommen ...« Seine Augen wurden glasig.

Ida rüttelte an seiner Schulter. Tränen liefen über ihr Gesicht. »Nicht aufgeben, mein Ritter. Halt durch, du wirst wieder ... alles wird gut!« Sie konnte sehen, dass er sie nicht mehr hörte. Sein raselnder, stöhnender Atem setzte immer wieder aus. Ida presste ihren Umhang gegen seine Wunde und fluchte verzweifelt.

Ein langer, rauer Atemzug hob seine Brust, und er stieß ihn pfeifend wieder aus. »Weiter, Marty, atme weiter«, flehte Ida. »Du darfst nicht sterben, mein Ritter!« Seine Hände fielen herab. Ida sah in Martens gebrochene Augen, und Tränen verschleierten ihren Blick. »Nein«, stöhnte sie und schlug die Hände vors Gesicht. Sie saß lange neben dem Toten, zu erschüttert, um sich aufzuraffen und weiterzugehen, den toten Marten alleine in dem blutbespritzten Gang zurückzulassen.

»Ah«, krächzte es unverkennbar spöttisch. »Du darfst nicht alles glauben, was du siehst. Deine Augen betrügen dich. Willst du ewig hier hocken bleiben und heulen, Ida?«

Ida fuhr herum und starrte in ein Paar glänzend schwarzer Augen über einem mörderischen, wie zum Lachen aufgesperrten Schnabel. »Oh«, sagte sie unwillkürlich, und die riesige Krähe gab ein glucksendes Geräusch von sich.

»Also los, mach dich auf die Füße«, sagte der Vogel herrisch. »Willst du hier anwachsen? Komm, auf, wir haben zu tun. Das ist kein Ort, an dem man ungestraft zu lange verweilen darf.«

Ida drehte sich mit einer hilflosen Geste zu dem Toten um. »Marten«, sagte sie schwach.

Die Krähe pickte ungeduldig nach ihr. »Lass das liegen«, krächzte sie scharf. »Es ist Aas. Du lebst, und du solltest zusehen, dass du aus

diesem Labyrinth herauskommst. Sie hätten gerne, wenn du hier drinnen sterben würdest. Willst du ihnen den Gefallen tun?»

Ida kam taumelnd auf die Füße. »Wer bist du? Und wer will mich töten?«

Die Krähe flog auf. »Folge mir, ich führe dich aus dem Labyrinth. Wir müssen deine Schwester finden, und unsere Zeit läuft ab. Aber denk daran: Traue deinen Augen nicht!«

Mit einem letzten Blick auf den toten Marten rannte Ida los. Die Krähe schlug ein unerbittliches Tempo an, und Ida musste ihre letzten Reserven mobilisieren, um Schritt halten zu können. Die düsteren Wände des Labyrinthes flogen an ihr vorbei, und sie hatte Mühe, den schwarzen Vogel nicht aus den Augen zu verlieren. Manches Mal sah sie gerade noch seine Schwanzspitze durch einen der Durchgänge verschwinden, wenn sie um eine Ecke bog. Schweiß lief ihr in die Augen, und ihr Herz drohte zu zerspringen.

Sie stolperte an einem Torbogen vorbei, warf einen benebelten Blick hindurch und hielt abrupt an. »Hier geht es hinaus«, rief sie keuchend. »Krähe, komm zurück! Hier ist der Ausgang!«

Sie trat durch das Tor. »Nein, Ida!«, hörte sie in der Ferne den Ruf der Krähe. »Nicht dort hinein!«

Ein großer Saal tat sich vor ihr auf. Ida sah sich misstrauisch um und fühlte sich für einen Moment in einen Garten versetzt: Kleine Säulen säumten wie Büsche und Hecken die schwarz gefliesten Wege auf dem grauen Boden, irgendwo plätscherte Wasser, und hier und da standen Bänke unter Lauben, deren Mauerwerk so bearbeitet war, dass es wie rankender Wein wirkte. Die gesamte Umgebung war schwarz, grau und marmorweiß und wirkte wie die Stein gewordene Vorstellung eines gepflegten Parkes. Ida hob den Kopf und betrachtete die niedrige Decke, deren kunstvolles Mosaik die Umriss von Wolken nachahmte. Die Pfeiler, die die Decke stützten, hatten die Form von Bäumen, und es hätte Ida nicht überrascht, hier und da ein marmornes Schaf zu erblicken.

»Verrückt«, murmelte sie und drehte sich zum Eingang um. »Was ist das hier, Krähe?« Sie verstummte erstaunt. Der Durchgang zum Labyrinth war verschwunden. Dort, wo sie glaubte, den Gartensaal betreten zu haben, plätscherte Wasser in einem kleinen Brunnen.

Ida setzte sich auf die Brunneneinfassung und schöpfte etwas von dem kühlen Wasser. Ihre Kehle war staubtrocken und rau. Sie trank und wusch sich das Gesicht. Dann rappelte sie sich auf und ging weiter in den seltsamen Steingarten hinein.

Beinahe wäre sie an der weiß gekleideten Gestalt vorbeigelaufen, so still saß sie auf einer der Bänke, die rund um einen thronähnlichen Sitz in der Mitte eines runden Platzes standen. Ida stutzte und trat zu der Bank.

Der schlanke Mann sprang überrascht auf und streckte ihr die Hände entgegen. »Ida«, sagte er erstickt. »Ich kann es nicht glauben! Wie hast du mich nur gefunden?« Er umarmte sie heftig. »Du darfst nicht hier bleiben«, hauchte er in ihr Ohr. »Sie ist jetzt nicht in der Zitadelle, aber wenn sie zurückkehrt und dich bemerkt, ist alles zu spät. Ich muss dich sofort von hier fortbringen!« Er ließ sie los und sah sich furchtsam um. Sein schmales Gesicht unter dem dichten blonden Schopf schien kaum ein Jahr älter geworden zu sein, seit sie sich zuletzt gesehen hatten.

»Albuin«, sagte Ida, die jetzt erst ihre Sprache wieder fand. »Albi, geht es dir gut? Ich hatte solche Angst, dass dir etwas zugestoßen sein könnte.«

Er wandte sich heftig zu ihr um, und sie sah die Schweißperlen auf seiner Oberlippe. Seine hellen Augen waren angstvoll geweitet, als er sie am Handgelenk packte. »Warum bist du nur gekommen? Ich habe so gehofft, dass du dich nicht herlocken lässt. Geh, Ida, geh schnell. Ich komme schon alleine klar ...«

»Albuin!« Ida packte ihn bei den schmalen Schultern und zwang ihn, sich ihrem Blick zu stellen. »Hör endlich auf! Ich muss wissen, was hier los ist, verstehst du? Wer hält dich hier fest und warum? Was ist deine Rolle in diesem Spiel?«

Er stöhnte und biss sich auf die Hand. »Ida, ich flehe dich an! Sie kann jeden Moment zurückkommen, und dann sind wir alle verloren!« Er schluchzte beinahe. Ida hielt ihn fest und zog ihn in eine der Lauben.

»Beruhige dich«, sagte sie streng. »Albuin, ich weiß, dass »sie« – wer auch immer das sein mag – eine gewissenlose Mörderin ist, immerhin hat sie zwei Freunde von mir auf dem Gewissen.« Ihre Stimme versagte, und sie räusperte sich rau, ehe sie fortfuhr. »Du musst mir sagen, was hier vorgeht, Albi. Wer ist »sie«, und was hat sie vor?«

Der junge Mann fuhr sich zittrig mit den Händen über Gesicht und Haare. »Bei den Schöpfern«, stöhnte er. »Es tut mir leid, dass du von ihr hergelockt worden bist, Ida. Ich wollte meine Familie aus der Sache heraushalten, das darfst du mir glauben. Aber du besitzt etwas, das sie unbedingt haben will. Und ich bin noch immer nicht so weit, dass ich mich ihr widersetzen könnte.«

Ida hätte ihn am liebsten gepackt und geschüttelt. »Wer ist ›sie‹ und was will sie von mir? Albi, bitte, reiß dich doch zusammen!«

Er schloss die Augen und atmete tief durch. »Entschuldige, kleine Schwester«, sagte er ruhiger. »Ich bin vollkommen erledigt. Seit sie fort ist, habe ich nach einem Weg gesucht, sie aufzuhalten, aber meine Kräfte sind zu gering. Wenn du mir allerdings jetzt beistehst ...« Er sah sie mit neu erwachter Hoffnung an und griff nach ihrer Hand. »Du musst wissen, dass sie hinter den Herzen her ist, die du mit unserer Schwester hütest. Sie darf sie auf keinen Fall in ihren Besitz bringen, Ida, denn das wäre unser aller Ende. Sie hält bereits das Herz des Todes in den Händen. Zusammen mit den vier kleineren Herzen wäre es ihr ein Leichtes, auch noch das Größte von allen an sich zu reißen. Sie wird uns alle vernichten, wenn sie die Herzen in ihre Gewalt bekommt, und ich schwöre dir, sie wird keinen Moment zögern! Sie ist vollkommen wahnsinnig.«

Ida lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Wer ist sie?«, fragte sie, um Ruhe bemüht.

Albuin seufzte. Seine hellen Augen zeigten deutlich sein Unbehagen, und wenn Ida ihren Bruder nicht besser gekannt hätte, hätte sie vermutet, dass er sich schämte. »Meine Meisterin«, sagte er leise. »Du weißt, warum ich von zu Hause fortgegangen bin. Ich war auf der Suche nach einem mächtigeren Meister, und ich habe sie gefunden, hier, in der Zitadelle. Ich war unbändig stolz darauf, unter allen anderen ausgewählt zu sein. Diese Magierin hat mich Dinge gelehrt, die ich mir bis dahin nicht einmal hätte träumen lassen.« Eine steile Falte stand zwischen seinen blonden Brauen. Er schlug die Augen nieder und blickte auf seine Hände. »Ich habe zu spät begriffen, dass sie mich nur deshalb erwählt hatte, um über mich an dich und unsere Schwester heranzukommen. Es ging ihr einzig und allein darum, die Herzen in die Hände zu bekommen. Das darf niemals geschehen, Ida, hörst du? Unsere Welt wäre in ihrer Gewalt!«

»Was können wir tun?«, fragte Ida, deren Herz vor Angst schneller schlug.

Albuin drückte ihre Hand und sah sie bittend an. »Ich bin ihr noch immer nicht ebenbürtig, aber mit Hilfe der Herzen kann es mir gelingen, sie unschädlich zu machen. Auf jeden Fall werde ich sie daran hindern, uns die Herzen gegen unseren Willen abzunehmen. Vertraust du mir, Ida? Willst du sie mir überlassen?«

Ida schwieg. Sie tastete nach dem Lederbeutel, in dem sie das stetige Pochen der beiden Herzen spürte. »Ich kann sie dir nicht geben.

Es bringt mich um, Albi. Marten hat es versucht ...« Sie verstummte.

»Ich kann es tun«, sagte Albuin leise und bestimmt. »Ich bin ein Magier, hast du das vergessen? Ich habe dazugelernt, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Keine Regenschauer mehr auf deinen Scheitel, kleine Ida.«

Seine Stimme, warm und voller Liebe, ließ in ihr die Tränen aufsteigen. Sie seufzte und fasste das Lederbeutelchen fester, nahezu entschlossen, ihm die Herzen zu geben. »Was ist mit Eddy?«, fragte sie. »Brauchst du nicht auch ihre Herzen, um die Magierin aufzuhalten?«

Sein Gesicht zeigte unverhohlene Erleichterung. »Richtig, du weißt es ja nicht: Adina ist hier, die Magierin hat sie entführt. Sie irrt wahrscheinlich genau wie du im Labyrinth umher. Ich werde versuchen, unsere Schwester aufzuspüren, Ida. Warte hier auf uns. Im Moment kann dir nichts geschehen, ich spüre, dass meine Meisterin noch immer fort ist. Ich bin bald wieder bei dir.«

Ida sah ihm nach, wie er mit schnellen Schritten davonging. Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen. Was für ein Durcheinander! Waren Amos und Marten wirklich nur gestorben, damit eine großwahn sinnige Magierin die Herzen in ihre Klauen bekam? Und woher konnte sie die Gewissheit nehmen, dass Albuin ihr die ganze Wahrheit sagte? Sie hatten sich jahrelang nicht mehr gesehen. Er konnte sich verändert haben. Woher wollte sie wissen, dass nicht er es war, der mit aller Macht nach den Herzen verlangte, und der damit das Schicksal der Welt in den Händen halten würde?

Sie seufzte und erinnerte sich. Die Prophezeiung ihrer Großmutter hatte gelautet, eines ihrer Enkelkinder werde der mächtigste und weiseste Magier sein, und seine Kräfte würden in dunkler Zeit dazu beitragen, das Herz der Welt zu erhellen und alle aus Not und Nacht zu führen. Das war natürlich Albuin, und jedes Wort, das er gesagt hatte, bestätigte bisher diese Prophezeiung.

Schnelle Schritte erklangen. Albuin kehrte zurück, gefolgt von der verwirrt dreinblickenden Eddy, die aufatmete, als sie ihre ruhig dasitzende Schwester erblickte. »Ida«, rief sie erleichtert. »Heiliger Kometenschweif, bin ich froh, dich zu sehen!« Sie umarmte ihre Schwester, und Ida erwiderte die Umarmung verblüfft. Als der Ring an ihrer Hand Eddys Schulter berührte, erklang ein leises, aber durchdringendes Summen, das wie eine wortlose Warnung in der Luft hing. Eddys Hand tastete nach Idas und umklammerte sie. Die Ringe berührten einander und wurden kalt. Ein leichtes, grünliches Glimmen ging von

ihnen aus und wurde unmerklich stärker und heller.

»Wer ist dieser Typ?«, flüsterte Eddy ihr zu. »Er behauptet, unser Bruder zu sein, ist das wahr?« Ida nickte stumm. Eddy sah sich um. »Wo sind wir hier eigentlich? Ich war eben noch im Großen Nest, und plötzlich finde ich mich in diesem schrecklichen Labyrinth wieder. Ich dachte schon, ich würde nie den Weg hinaus finden ...«

»Adina, bitte, das alles hat doch Zeit«, unterbrach Albuin sie ungeduldig. »Wir können später noch in Ruhe darüber reden, wenn das hier vorbei ist. Sie kann jeden Moment zurückkommen. Gebt mir jetzt bitte die Herzen.«

Eddy sah ihn mit zusammengezogenen Brauen an, und Ida nestelte an dem Riemen des Lederbeutels. »Was wirst du tun?«

»Ich werde eine Zeremonie abhalten, die die Herzen für immer vor dem Zugriff meiner Meisterin in Sicherheit bringt. Wenn es mir gelingt, wird damit auch das Herz des Todes gebannt und machtlos sein. Dann sind wir in Sicherheit, Ida.« Er hielt ihr flehend die Hand hin.

Ida nickte ergeben und zog den Riemen über den Kopf. Sie sah Eddy fragend an, die mit grimmiger Miene in die Tasche ihrer Jacke griff. Albuin sah ihnen erwartungsvoll zu. »Du kannst garantieren, dass uns dabei nichts geschieht?«, fragte Ida, das Beutelchen locker zwischen ihren Fingern. Albuin nickte ungeduldig und griff gierig danach.

Hinter ihrem Rücken flammte ein grelles Licht auf. Eddy schrie und schirmte ihre Augen ab. Albuin, kalkweiß geworden in dem bläulichen Licht, starrte mit stechnadelkopfkleinen Pupillen furchterfüllt auf den erhöhten Thronessel in der Mitte des kleinen Platzes. Ein dunkler Schatten saß inmitten des bläulich flammenden Infernos auf dem Thron und blickte auf sie herab.

»Du hast es wahrhaftig gewagt, mein Schüler«, flüsterte eine tonlose Stimme. Das Flüstern erschien Ida und ihrer Schwester lauter als das Tosen eines Wasserfalls und ließ sie beinahe ertauben. »Du wolltest mich hintergehen«, fuhr die grässliche Stimme leidenschaftslos fort.

Albuin stöhnte und sank mit flehend erhobenen Händen in die Knie. »Nein, bitte ... Ich wollte nicht ... Ich habe es für dich getan!«

Ein schreckliches Geräusch zerriss die Luft. Es dauerte einige Sekunden, bis Ida begriff, dass die schwarze, lichtumglühte Gestalt auf dem Thron lachte. Ida zog sich Schritt für Schritt zurück, bis sie neben der geblendet dastehenden Eddy stand und ihre Hand ergreifen

konnte. Die Ringe an ihren Fingern waren von einer solch eisigen Kälte, dass sie reifbeschlagen in der Wärme ihrer Berührung leise zischten.

»Du hast alles aufs Spiel gesetzt, du dummer Junge.« Das unbarmherzige Flüstern drang unvermindert laut an Idas Ohren. »Du hättest es beinahe geschafft, alles zu vernichten, was ich geschaffen habe. Warum warst du so gierig, mein Kind? Warum nur?«

»Bitte«, winselte Albuin. Sein kalkweißes Gesicht nahm in dem Licht, das von der Gestalt ausging, eine bläuliche Tönung an, die ihn aussehen ließ, als sei er tot. »Bitte, hab Erbarmen. Ich habe einen Fehler gemacht, das wird nie wieder vorkommen. Bitte, Herrin!«

Die Gestalt neigte sich bedrohlich über ihn. »Du hättest meine Macht mit mir teilen können«, zischelte sie. »Wir hätten gemeinsam über diese Welt, über alle Welten geherrscht. Warum war dir das nicht genug?«

Albuin winselte nur noch. Die schwarzen, schemenhaft zu erkennenden Hände in der Lichtflut griffen nach seiner Kehle. Er kreischte auf und begann, grässlich zu schreien. Das kalte, bösertige Licht hüllte ihn vollständig ein. Sein schmaler Körper zuckte und wand sich heftig, konnte dem Griff der schwarzen Hände aber nicht entkommen. Seine Schreie wurden schwächer und verstummten endlich. Seine zuckenden Bewegungen hörten ganz auf. Die schwarze Gestalt öffnete ihre Hände und ließ den leblosen Körper achtlos zu Boden fallen. Ihr Kopf richtete sich auf, und Ida fühlte mehr, als sie wirklich sah, dass die unsichtbaren Augen sich auf sie und Eddy richteten.

»Weg hier!«, keuchte Eddy und riss an Idas Ellbogen. Stolpernd und gegeneinander stoßend stürmten sie davon, während das grauenvolle Lachen gellend hinter ihnen her schallte.

Wir rannten, als wären uns alle Teufel des Weltalls auf den Fersen. Das grässliche, irre Gelächter wurde leiser, und ich hörte bald nur noch unser heftiges Keuchen und das Geräusch unserer auf den Steinboden klatschenden Füße. Wir stürmten durch einen kleinen Durchgang und rannten endlose Gänge hinunter, bis die Erschöpfung über unser Entsetzten siegte, und wir uns nach Luft ringend und mit feurigen Blitzen und Sternchen vor den Augen einfach auf den Boden fallen ließen.

»Was hatte das zu bedeuten?«, fragte ich hustend. Ida hockte mit angezogenen Knien da, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und antwortete nicht. Ich sah ihren heftig arbeitenden Rücken und strich besänftigend darüber.

Endlich hob sie den Kopf und sah mich an. »Wir sind wieder in dem verfluchten Labyrinth«, sagte sie matt. »Lass uns weitergehen, Eddy. Vielleicht taucht ja meine Führerin wieder auf, ehe die Magierin uns findet.«

Ohne ihre Worte zu erklären, zog sie mich hoch und mit sich. Ich folgte ihr brav, was blieb mir auch anderes übrig. Im Gegensatz zu mir schien Ida zumindest eine Ahnung zu haben, wo wir uns befanden und was hinter der ganzen Angelegenheit steckte. Schaudernd dachte ich an das eben Erlebte zurück. Der junge Mann, der sich als mein Bruder – mein Bruder! – vorgestellt hatte, war tot, kaum, dass ich ihn kennen gelernt hatte. Gestorben auf eine Art, die ich mir nicht erklären konnte. Und das Wesen, das in dieser grausamen Lichtflut gehockt hatte ... Ich schüttelte mich wieder. Ich brauchte mich nicht zu fragen, wovon meine nächsten Albträume handeln würden.

»Halt«, zischte Ida und riss mich aus meinen Grübeleien. Sie blieb stehen und zog mich in den Schutz des Durchgangs zurück, den wir gerade passiert hatten. Sie legte den Finger auf die Lippen und lauschte. Dort draußen waren Leute, die gedämpft miteinander redeten.

Ida schob vorsichtig den Kopf vor und blickte um die Ecke. Ich unterdrückte ein Stöhnen und biss mir vor Aufregung auf die Lippe. Ida blies den angehaltenen Atem durch die Zähne, und ein leiser Pfiff ertönte. Ich kniff sie wütend in die Seite.

Von draußen klang wie zur Antwort ein ähnlicher Pfiff zurück. Ida zog mich vorwärts. Gesichter wandten sich uns zu, erst erschreckt, dann zutiefst erleichtert.

»Dix«, sagte ich erschüttert.

»Mellis«, rief Ida erfreut. »Was macht ihr, wo kommt ihr her?«

Die kleine Grennach klopfte ihr herzlich auf den Arm. »Wir sind euer todesmutiges Rettungskommando. Aber anscheinend habt ihr das gar nicht nötig, wenn ich euch so ansehe.«

Ida schnaufte erheitert, und mir wurden die Knie weich. »Sag bloß, ihr wißt, wo's hier rausgeht?«, wandte ich mich an Dix. Sein zerknautschtes Gesicht legte sich in spöttische Falten.

»Ach, sind wir doch nicht umsonst hier?« Er grinste frech. Ich klopfte ihm unsanft auf den Kopf, und er grummelte aufgebracht.

Mellis wandte sich mit gespitzten Ohren der nächsten Abzweigung zu. »Los, Beeilung«, befahl sie. »Tallis und Ylenia halten den Schutzzauber zwar aufrecht, aber es kostet sie sehr viel Kraft. Wir

sollten zusehen, dass wir hier rauskommen. Den Schöpfern sei Dank, dass wir euch so schnell gefunden haben!«

Sie winkte auffordernd, und wir setzten uns in Trab. Ich jubilierte innerlich. Endlich wieder Tageslicht und freies Land um mich herum, ein weiches Bett und normale Häuser, nicht dieses grässliche Labyrinth. Diesen Ort hier würde ich freiwillig nie wieder betreten, das schwor ich mir.

Ich konnte es beinahe nicht glauben, aber schon nach wenigen Minuten hatten wir das Labyrinth verlassen und erreichten eine steile Treppe in einem dicken Pfeiler, die aus dem Kellergewölbe herausführte. Ida legte vorsichtig eine Hand auf das Gemäuer und blickte benommen auf die Stufen.

»Ich konnte diese Treppe nicht wieder finden«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich bin aus dem Labyrinth nicht mehr herausgekommen. Und Marty, Marty und Albuin ...«

Sie konnte nicht weitersprechen. Ich sah ihre Tränen und strich ihr unbeholfen über die Schulter. Ida nahm meine Hand. Wieder schienen die Ringe, als sie sich berührten, kleine elektrische Impulse durch meine Nerven zu senden.

Wir machten uns an den Aufstieg, der lang und ermüdend war, aber bei weitem nicht so lang, wie ihr Weg hinab gewesen war, wie Ida uns versicherte. Oben erwartete uns eine riesige Halle, die staubig und verlassen und überaus harmlos aussah. Das Licht der hellen Mittagssonne schien durch schmale Fensterschlitze in den meterdicken Mauern und ließ Staub und Ruß wie Diamanten funkeln. Ich atmete tief ein und unterdrückte einen Freudenschrei. Nie hätte ich gedacht, dass ich schlichtes Sonnenlicht derart vermissen würde.

Ich drückte Idas Hand, und sie blickte mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Das ist hell, hm? Ich fühle mich, als hätte ich seit Jahren keine Sonne mehr gesehen.«

»Wir sind noch nicht in Sicherheit«, mahnte Mellis. »Erst müssen wir noch von der Insel runter. Beeilt euch, ich möchte Tallis und Ylenia nicht über Gebühr anstrengen. Es kostet sie große Kraft, den Zauber aufrechtzuerhalten.«

Zwei Boote lagen am Fuß einer Treppe, die direkt ins Wasser führte. Ich warf einen Blick zurück auf die abweisenden Mauern der Zitadelle, die schwarz und schweigend über uns aufragten, und schauderte. Keine zehn Shuttles würden mich hier je wieder herbringen!

Unser Boot stieß sanft ans Ufer. Die zackige Silhouette der Zitadelle lag beruhigend weit hinter uns. Mellis sprang auf den sandigen Boden und trieb uns wieder zur Eile an. Wir zogen das Boot an Land und liefen dann zum Waldrand. Ein Pferd schnaubte erschreckt. Mellis ließ einen Ruf hören. »Wir haben sie«, meldete sie mit klingender Stimme.

»Den Schöpfern sei Dank«, antwortete jemand matt. Eine hoch gewachsene, weiß gekleidete Gestalt schob sich durch den dichten Farn.

»Tante Ylen«, rief Ida und lief auf sie zu, um ihr in die Arme zu fallen. Die weiße Hexe umarmte sie stumm und blickte dann mich an, Tränen der Erleichterung in den goldenen Augen.

»Eddy«, murmelte eine Stimme. Ich drehte mich erschreckt um und sah in Tallis' dunkle Augen. Die alte Grennach hockte auf dem Boden und schien sogar zu schwach, um aufzustehen. Ich kniete mich neben sie und umarmte sie heftig.

»Danke«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Danke, Tallis. Ihr habt uns von einem schrecklichen Ort befreit.«

Sie legte ihre Arme fest um mich und schmiegte ihre weiche Wange an meine. »Den Baumwesen sei gedankt dafür«, sagte sie leise. »Ich hatte solche Angst, dass es uns nicht gelingen würde.«

Dix kniete sich neben uns und legte seine Hand kurz auf meine Schulter. Ich sah in seine samtbraunen Hundeaugen und musste schlucken. »Du hast mir schon wieder aus der Klemme geholfen«, sagte ich schroff, um meine Rührung zu verbergen. »Lass dir das ja nicht zur Gewohnheit werden, Kleiner, hörst du?« Er nickte fröhlich.

»Lasst uns aufbrechen«, befahl Ylenia ungeduldig. »Ich befürchte, dass wir hier nicht in Sicherheit sind. Ich würde mich besser fühlen, wenn wir wenigstens einen Tagesritt von dieser verfluchten Zitadelle fort sind.«

Unsere Rückreise zum Großen Nest gestaltete sich weitaus weniger anstrengend, als ich befürchtet hatte. Wir wurden durch keinerlei Widrigkeiten aufgehalten, und schneller als erhofft erreichten wir den endlosen Wald, der den gigantischen Baum beherbergte. Dennoch ritten wir in einer niedergeschlagenen und düsteren Stimmung dahin, die jeden Reisetag zur Qual machte, denn Idas Verhalten war seltsam und beängstigend.

Während der ganzen Zeit ritt sie schweigsam und wie eine Frem-

de neben uns her. Ihr Gesicht war bleich und angespannt, und immer wieder schüttelte sie den Kopf oder rieb sich die Augen. Hin und wieder spürte ich, wie Idas ferner Blick auf mir ruhte, aber sie richtete kaum einmal aus eigenem Antrieb das Wort an mich oder an eine der anderen. Manchmal schienen ihre Augen durch das, was sie umgab, hindurchzusehen auf eine seltsame, Furcht erregende Erscheinung, und dann war ihr Gesicht voller Angst und Ekel. Sie schreckte zusammen, wenn Ylenia oder jemand anderes sie berührte, und vermied ihrerseits jeden körperlichen Kontakt zu ihren Begleiterinnen.

Ihr ganzes Benehmen glich mit jedem verstreichenden Tag mehr dem einer Geisteskranken. Ich sah die Blicke, die Ylenia und Tallis miteinander wechselten und die nur allzu beredt von ihrer Sorge um den offensichtlich zerrütteten Geist meiner Schwester sprachen. Als sich unsere Reise dem Ende zuneigte und wir uns ein letztes Mal um das Feuer zum Schlafen niedergelegt hatten, hörte ich, wie sie und Tallis sich leise miteinander berieten. Beide waren sich einig darüber, dass Ida der Last, die sie zu tragen hatte, nicht länger gewachsen war, und fragten sich, wie lange ich noch die Bürde der Herzen ertragen konnte, ehe auch ich zusammenbrach. Ylenia war fest entschlossen, uns so schnell wie eben möglich davon zu befreien.

Ich lauschte stumm und mit angehaltenem Atem ihren leisen Worten. Ida, die neben mir lag, regte sich sacht. Tallis und Ylenia waren verstummt und lagen reglos in ihre Decken gewickelt neben dem verlöschenden Feuer. Ich blickte noch eine Weile nachdenklich in die rötlich verglimmende Glut. Ida wälzte sich herum und murmelte etwas.

»Was hast du?«, fragte ich bang und ohne große Hoffnung auf eine Antwort.

Sie seufzte und drehte sich zu mir. »Ich weiß es nicht«, hauchte sie. »Irgendetwas stimmt nicht mit meinen Augen. Ich sehe Dinge, die es eigentlich nicht geben dürfte ...« Sie stockte, und ich hörte ihren mühsamen Atem. »Alles sieht falsch aus und fühlt sich falsch an. Falsch und böse. Ich sollte froh sein, dass sie uns aus der Zitadelle gerettet haben, aber ich habe Angst, Eddy. Hat Tallis Recht, bin ich den Herzen nicht gewachsen und werde langsam verrückt?«

Ich schwieg bedrückt. Ich wollte Ida beruhigen, aber mir fiel nichts ein, was ich ihr hätte sagen können. »Schlaf nur«, sagte ich matt. »Morgen Abend sind wir zu Hause im Nest, und dann wird alles gut. Das alles ist sicher nur eine Nachwirkung des Schreckens, den du erlitten hast.«

Es klang nicht besonders überzeugend. Ida drückte stumm und mutlos meine Hand und rollte sich wieder in ihre Decke ein. Ich lag noch lange wach und starrte ins Dunkel, ehe meine brennenden Augen zufielen und ich in traumlosen Schlummer sank.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages erreichten wir das Große Nest. Ich war überrascht darüber, mit welch heimatlichen Gefühlen ich an dem riesigen Baum emporblickte, als wir auf den Transportkorb warteten, der uns hinauftragen sollte. Mein altes Schlafnest erwartete mich schon, und ich grub mich wohlig in die weich gepolsterte Kuhle.

Meiner Schwester begegnete ich am nächsten Tag, als ich mich auf den Weg zu meinem Badeteich machen wollte. Sie stand verloren zwischen den Wurzelwällen auf dem weichen Waldboden und blickte mit diesem wahnsinnigen Ausdruck in ihrem blassen Gesicht auf die Bäume, die die Lichtung umgaben. Sie wirkte auf mich wie ein Tier in der Falle, das verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Ich sprach sie leise an, und sie fuhr zu mir herum, als hätte ich sie mit einer Nadel gestochen.

»Komm, wir gehen schwimmen.« Ich nahm sie behutsam bei der Hand. Sie folgte mir willenlos und stumm zum See. Zu meinem Erstaunen ließ sie sich bereitwillig in das kühle Wasser gleiten, um eine Weile zu schwimmen.

Als sie schließlich neben mir im weichen Gras in der Sonne lag, war ihr Gesicht zum ersten Mal wieder entspannt und ruhig. Sie lag mit geschlossenen Augen da und genoss die Wärme auf ihrer Haut. Ich griff nach ihrer Hand, und unsere Ringe berührten sich mit einem sanften Klingen.

Ida wandte mir das Gesicht zu, öffnete aber nicht die Augen. »Du siehst es wirklich nicht, oder?«, fragte sie leise. Ich hob ratlos die Schultern. Sie löste ihre Hand aus meinem Griff, um nach ihren Kleidern zu greifen und sich anzuziehen. Als sie den Gürtel schloss, verharrten ihre Finger über ihrem schmalen Messer, und sie runzelte beinahe ärgerlich die Stirn.

Mit einem unwilligen Laut zog sie das Messer aus der Schlaufe und wog es in der Hand. Ehe ich reagieren konnte, stieß sie die Klinge in ihre Hand und trieb sie hindurch, bis das Heft gegen die Handfläche stieß und die blutige Spitze weit aus ihrem Handrücken ragte. Ein winziges Rinnsal Blut lief aus der Wunde über ihre Finger und tropfte auf das Gras. Idas Gesicht war friedlich und zeigte keine Spur

von Schmerz.

»Bist du wahnsinnig geworden?«, schrie ich sie an.

Sie lächelte sanft und schlug mit dem Handrücken fest auf ihr Bein. Die Messerspitze drang tief in den Oberschenkel ein und nagelte ihre Hand darauf fest.

Ich griff nach dem Messer und zog es behutsam heraus. Aus der klaffenden Wunde in Idas Hand sprudelte nun stark das Blut. Auch auf ihrem Hosenbein bildete sich ein dunkler Fleck, der sich langsam ausbreitete. Kurz entschlossen riss ich einen Streifen Stoff von meinem Hemd und wickelte ihn um Idas blutende Hand. Ida betrachtete seltsam distanziert mein Tun. Sie gab keinen Laut von sich. Ihr Gesicht zeigte einen sanft verwunderten Ausdruck, gerade so, als frage sie sich, warum ich eigentlich dieses ganze Getue um sie machte. Ich zog meine Hose und meine Jacke an und blickte auf meine Schwester, die ihr Gesicht der Sonne zugewandt hatte und still in sich hineinlächelte. Mir war angst und bange um sie.

»Hast du die Krähe gesehen?«, fragte sie träumerisch. Die verbundene Hand ruhte in ihrem Schoß, und die Finger regten sich sacht.

»Welche Krähe?«

Sie hob die Schultern in einer ungeduldigen Geste. Dann deutete sie beinahe zornig auf meine Lederjacke. Ich schüttelte den Kopf und griff in die Tasche, um die kleine Holzkrähe herauszuziehen und sie Ida in die unverletzte Hand zu drücken. Ida betastete die Figur und presste die Lippen zusammen.

»Ah!«, sagte sie unwillig. Es klang so sehr wie Jinqx, dass ich zusammenzuckte. »Du siehst es nicht, oder?«, wiederholte sie die Frage, die sie schon einmal gestellt hatte. Ich schüttelte nur stumm und verwirrt den Kopf.

Ida sah mich beinahe mitleidig an. Ihre Augen waren von einer sternenfunkelnden Nachtschwärze. »Vielleicht kann ich es dir zeigen«, sagte sie unvermittelt. Ein silbriger Wolkenschatten zog über ihre Augen. Sie griff nach meiner Hand, dass unsere Ringe sich sacht berührten, und legte die Finger der anderen an meine Wange. So standen wir einige Augenblicke lang reglos da. Ein kalter Hauch zog durch meinen Kopf. Lange, fremde Finger schienen nach meinem Geist zu greifen und ihn unbarmherzig zu packen und zusammenzupressen. Mein Blick schwamm auf Übelkeit erregende Weise. Ich musste an mich halten, um nicht vor Entsetzen aufzuschreien.

»Siehst du es jetzt?«, flüsterte eine Stimme in meinem Kopf. Der Griff der eisigen Hand um mein Bewusstsein verstärkte sich, bis

mein Atem stockte und feurige Funken vor meinen Augen stoben. Ich war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen. Alles, was ich ansah, die Bäume, der kleine See, der Himmel über uns, die vorüberziehenden Wolken, bekam ein krankes, falsches Aussehen. Die Farben veränderten sich, wurden giftig und bösartig. Die Konturen der Dinge erzitterten und verschwammen, verdoppelten sich und schoben sich ineinander. Die Bäume griffen mit bedrohlichen Krallenhänden nach mir, das hohe Gras schlang sich messerscharf um meine Knöchel, um mich zu fesseln und zu zerfleischen. Der glühende Himmel, aus dem eine schwarze Sonne stach, senkte sich tonnenschwer auf mich herab, und der See schien mich wie die leere Augenhöhle eines Totenschädels anzugrinsen.

Ich würgte und kämpfte mit aller Kraft gegen die mich fesselnde Starre an. Mit einem Schrei löste ich den klammernden Griff um meinen Geist und riss mich los. Die Realität schnappte zurück und stürzte über mir zusammen. Ich sank in die Knie und erbrach mich krampfhaft und heftig.

Als ich endlich wieder in der Lage war, meine Umgebung wahrzunehmen, fiel mein Blick auf meine Schwester, die reglos am Seeufer kniete. Sie hielt einen Glühstein in der Hand und starrte darauf nieder.

»Es tut mir leid. Aber du hast es jetzt auch endlich gesehen, nicht wahr? Die Krähe hatte Recht, ich darf meinen Augen hier nicht trauen.« Sie ließ den Glühstein blendend hell aufflammen und führte ihn an ihr Gesicht. Ehe ich auch nur eine Bewegung machen konnte, hatte sie ihr grauenhaftes Werk vollendet und hockte da, die Hände vor die ausgebrannten Augenhöhlen geschlagen.

»Was hast du getan?«, keuchte ich. Sie ließ die Hände sinken, die Lider über die leeren Augenhöhlen gesenkt und mit friedlicher Miene.

»Lass uns jetzt gehen«, sagte sie ruhig. »Wir haben schon zu lange gezögert, meine Schwester. Ich kann es nun klar erkennen. Wir müssen zurück.« Eine Krähe rief heiser und misstönend. Als sei das ein Signal gewesen, stand Ida auf und griff nach meiner Hand. »Komm. Bringen wir es zu Ende.«

Sie trat einen Schritt auf das Ufer zu, und ich folgte ihr wie betäubt. Wieder veränderten sich die Farben: Der Himmel wurde blutig rot, und das Grün der Bäume und des Grases verfärbte sich zu einem giftigen Violett. Das bleiern aussehende Wasser des Sees schäumte bösartig auf. Ich zögerte, weiterzugehen, aber Idas fester Griff um

meine Hand lockerte sich nicht, sie zog mich unbarmherzig weiter mit sich. Ein zweiter Schritt, und erneut erzitterten die Konturen der Umgebung, begannen sich zu verformen und ineinander zu fließen. Mir wurde übel, aber es war mir unmöglich, meine Augen zu schließen. Der dritte Schritt, mit dem wir eigentlich den Rand des Wassers hätten erreichen müssen, führte uns in eine zähe, unnachgiebige Luftmasse, die uns einfang und festhielt wie Bernstein ein kleines Insekt. Die Umgebung erstarrte zu einer verwackelten, falsch belichteten Fotografie. Ida schob unbeirrbar ihren Fuß vor zum nächsten Schritt und zerrte mich mit sich. Etwas dehnte sich und riss. Die erschreckend falschfarbene, erstarrte Landschaft, in der wir gefangen waren, zersplitterte in tausend Scherben und verschwand mit einem trommelfellzerfetzenden Schrillen in undurchdringlicher Schwärze.

Blind tappte ich hinter Ida her, die ohne ein merkliches Zögern weiterging. Ein sanftes graues Glühen schimmerte auf und wurde stetig heller. Ich blinzelte und schluckte. Steinernen Säulen wuchsen ringsherum aus dem Boden und reckten sich einer niedrigen, gewölbten Decke entgegen. Unzählige Durchgänge und Torbögen standen dunkel und schweigend da und erwarteten unser Eintreten.

Ida blieb stehen und wandte sich zu mir um. Ich starrte sie sprachlos an.

»Aber wir sind ...«, begann ich ungläubig zu erkennen. »Wir sind wieder in der Zitadelle!«

»Wir waren niemals fort. Keinen Augenblick lang.«

Meine Knie wurden weich, und ich setzte mich auf den harten, kalten Steinboden. »Aber Tallis«, stotterte ich hilflos. »Tante Ylenia ...«

Ida hockte sich neben mich. »Wir müssen zurück ins Labyrinth. Die Magierin hat uns abgelenkt, und vielleicht wäre es ihr auf diese Weise sogar gelungen, sich die Herzen zu erschwindeln. Wir müssen handeln, Eddy. Uns bleibt keine andere Möglichkeit, wenn wir jemals wieder von hier entkommen wollen. Wir müssen uns ihr stellen, sonst werden wir uns den Rest unseres Lebens fragen, ob wir in Wirklichkeit noch immer durch die Zitadelle irren!«

Ich fror. Die Illusion unserer Flucht aus der Zitadelle war zu plastisch und zu überzeugend gewesen. Der Gedanke, auf ewig durch dieses Labyrinth zu stolpern und sich möglicherweise noch nicht einmal dessen bewusst zu sein, jagte mir einen tödlichen Schrecken ein.

»Wie hast du es nur bemerkt?«, fragte ich und stand auf. Meine

Beine waren noch immer ein wenig unsicher, deshalb lehnte ich mich für einen Moment an eine Säule. Ida hob in einer verwirrten Geste die Hände und ließ sie wieder sinken.

»Ich weiß es nicht. Es fühlte sich alles irgendwie falsch an. Und wenn ich die Augen schloss, konnte ich immer noch das Labyrinth sehen. Zuerst dachte ich, das wäre die Erinnerung, die mich nicht loslassen wollte. Aber das Bild wurde immer deutlicher.«

Sie verstummte und zupfte unruhig an dem Verband um ihre Hand. Sie streifte ihn ab und hielt mir stumm die Handfläche entgegen. Dort war nicht die kleinste Spur einer Verletzung zu sehen. Ich starrte auf die unversehrte Haut ihrer Hand und schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich habe nichts gemerkt«, sagte ich heiser. »Ich hätte Ylenia die Herzen gegeben, wenn sie es verlangt hätte. Ich war so verängstigt und beunruhigt über deinen Zustand!«

Ida seufzte und band sich den Stoffstreifen um ihre Augen. Sie fasste nach meiner Hand. »Gehen wir«, bestimmte sie. »Wir sollten nicht noch mehr Zeit verlieren. Inzwischen hat sie bestimmt bemerkt, dass wir ihrer Illusion entkommen sind!«

Sie führte mich trotz ihrer Blindheit sicher durch die verwirrenden Gänge des Labyrinths. Schneller, als mir in meiner Verwirrung lieb war, standen wir vor dem Eingang zu dem Gartensaal, in dem unser Bruder sein Ende gefunden hatte. Ida zögerte und wandte mir unschlüssig ihr bleiches Gesicht zu. Ich sah, dass sie Angst hatte, und seltsamerweise beruhigte das mein eigenes Herzklopfen, statt es zu vergrößern. Ich drückte ihre Hand und murmelte: »Also los, meine tapfere Schwester. Stellen wir uns dem Monstrum.«

Ida lächelte schwach und nickte. Ohne mich loszulassen, tastete sie nach dem Lederbeutel an ihrer Brust, der die beiden Herzen umhüllte. Ich griff in meine Tasche und nahm meine beiden Schützlinge in die Hand. Der scharfe Schnabel der Holzkrähe stach in meinen Handballen. Ida wies stumm auf den Eingang, und Schulter an Schulter traten wir hindurch.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartet hatte, und war gleichermaßen erleichtert wie enttäuscht von dem Anblick, der sich uns bot. Keine Spur deutete mehr auf das gewaltsame Ende unseres Bruders hin. Der Thronstuhl in der Mitte des Saales stand stumm und verlassen da, ohne ein Zeichen von der Erscheinung, die bei unserer letzten Anwesenheit hier so schrecklich gewütet hatte.

Ida ließ meine Hand los und wandte unruhig den Kopf von einer Seite zur anderen. Sie schien enttäuscht. »Ich verstehe das nicht«,

sagte sie gedämpft. »Ich war so sicher, dass wir hierher zurück müssen. Was tun wir jetzt, Eddy?«

Ich öffnete den Mund, um ihr zu versichern, dass ich genauso ratlos war wie sie, als sie plötzlich von meiner Seite verschwand. In einer Sekunde stand sie neben mir und in der nächsten war sie fort, als hätte es sie niemals gegeben. Ich war allein.

Ida verschlug es den Atem, als sie sich so unvermutet allein in dem verlassenem Gartensaal fand. Der Silberring an ihrer rechten Hand prickelte unangenehm, und sie rieb ihn unwillkürlich. Wohin mochte ihre Schwester so plötzlich verschwunden sein? Gerade hatten sie noch miteinander gesprochen, und im nächsten Augenblick war Eddy verschwunden gewesen, als hätte sie niemals existiert. Vielleicht war auch Eddy nur eine Illusion der schwarzen Magierin gewesen. Wozu hatte das Trugbild sie verleiten sollen? Hatte sie die Entscheidung, hierher zurückzukehren, wirklich aus eigenem Entschluss getroffen, oder war sie einer Einflüsterung ihrer Schwester erlegen?

Sie rief sich streng zur Ordnung. Fruchtlöse Grübeleien würden jetzt nur schaden. Sie war hier, und sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Sie konnte es nicht alleine schaffen. Ohne Eddy und die Herzen, die ihre Schwester hütete, war sie verloren.

Über dem Thronstuhl schimmerte weiches Licht. »Ida«, hauchte eine atemlose Stimme. Das matte Glühen verstärkte sich und umhüllte eine helle Gestalt, die auf dem Stuhl kauerte. Blasse Hände umklammerten die Armlehnen, schlanke Beine waren auf den marmorweißen Sitz gezogen. Ida trat zögernd einen Schritt näher. Ein blonder Kopf neigte sich ihr zu, und angsterfüllte helle Augen musterten ihr Gesicht.

»Ida, den Schöpfern sei gedankt«, sagte der junge Mann erleichtert. »Ich hatte solche Angst um dich!«

»Albi«, sagte Ida erschüttert. »Albi, bist du es wirklich? Ich fürchtete, du seist tot!«

Der junge Mann schwang sich hastig von dem Thron herab. »Ida, wir müssen fliehen«, drängte er. Sein Gesicht war hager vor Erschöpfung und Furcht. »Ich bin ihr nicht gewachsen, sie ist unendlich mächtig. Sie wird uns vernichten, wenn sie uns hier findet!« Er musterte sie. »Warum, bei den Schöpfern, hast du dir die Augen verbunden?«

»Weil ich so besser sehen kann«, erwiderte Ida scharf. »Warum

sollte ich dir glauben? Du hast versucht, mich hereinzulegen, damit ich dir die Herzen gebe!«

Albain sah sie flehend an. »Ich kann dir alles erklären, Ida, aber nicht jetzt, nicht hier, ich bitte dich! Sie hat mich gezwungen, dich hinter Licht zu führen, ich hatte keine Wahl. Ich konnte aus ihrem Bann entfliehen, aber sie ist hinter mir her. Ich flehe dich an, Ida, wir müssen hier raus!«

Zögernd folgte sie ihm zur Tür. Aber noch ehe er sie erreichte, flammte ein böses, kaltes Licht in der Türöffnung auf und schloss sie in den Saal ein. Albain fuhr herum, und sein Gesicht verzerrte sich vor Angst. »Gib mir die Herzen, schnell. Das ist unsere einzige Chance, Ida. Mit ihnen kann ich sie aufhalten. Sie wird uns sonst vernichten!«

Ida umklammerte das Lederbeutelchen und wich zurück an die Wand. »Gib dir keine Mühe. Wenn du die Herzen haben willst, musst du sie dir selber holen.«

Das hübsche Gesicht des Mannes verzerrte sich in hilfloser Wut. Ida begriff. »Das kannst du nicht«, flüsterte sie entgeistert. »Du kannst sie mir nicht mit Gewalt abnehmen, habe ich Recht?«

»Ida, sei vernünftig. Ich kann uns nur so retten. Gib mir die Herzen!«

»Du bist nicht mein Bruder, habe ich Recht? Wo ist Eddy? Was hast du meiner Schwester getan?«

Der blonde Mann zischte einen erbitterten Fluch. »Du warst schon immer so verdammt stur. Ida, jetzt reiß dich bitte einmal in deinem Leben zusammen. Willst du nun hier raus, ja oder nein?«

Ida zögerte. Dann schüttelte sie entschieden den Kopf. »Gib auf. Du täuschst mich nicht länger, Schwarze Hexe!«

Ein blendendes Licht flammte auf, drang schmerzhaft durch ihre geschlossenen Lider und nagelte sie an ihren Platz. Eine groß gewachsene Gestalt neigte sich über sie und griff nach den Kleinodien, die sie umklammert hielt. Ida schrie auf und warf sich zurück. Eisige Finger berührten die Binde über ihren Augen, die plötzlich glühend kalt wurde. Ida schrie wieder und fuhr mit den Händen an ihre Augen. Die Binde saß unverrückbar fest und blendete sie vollkommen. Sie konnte nicht mehr sehen, was um sie herum geschah.

»Du hast Recht«, bohrte sich das grässliche Flüstern der Magierin in ihren schmerzenden Kopf. »Ich kann mir deine Schätze nicht gegen deinen Willen nehmen, kleine Anida. Aber ich kann dich festhalten, bis du sie mir freiwillig gibst, oder bis du stirbst. Suche es dir aus,

mein Kind. Du hast die freie Wahl.«

Das Lachen der Magierin schrillte durch Idas Kopf und wurde lauter und lauter. Ida presste die Hände gegen die Ohren und schrie vor Schmerz und Angst, bis endlich eine gnädige Ohnmacht sie erlöste.

~ 4 ~

Das Verschwinden meiner Schwester erfüllte mich mit heftiger Panik. Ich musste an mich halten, um nicht blindlings aus dem Gartensaal zu flüchten. Was mich schließlich rettete, war die ohnmächtige Wut, die in mir aufstieg. Es nutzte nichts, kopflos durch das Labyrinth zu irren. Ich musste zuallererst Ida wiederfinden, denn ohne sie war ich hier verloren.

Ein letztes Mal blickte ich mich in dem offensichtlich leeren Saal um und wandte mich dann zur Tür. Irgendwo in diesem verfluchten Labyrinth war meine Schwester, und ich fing am besten schleunigst damit an, sie zu suchen.

Als ich aus der Tür trat und verunsichert den endlosen Gang entlangblickte, glaubte ich einen Moment lang, irgendwo in der Ferne meinen Namen gehört zu haben. Ich ging die wenigen Schritte zu einem der nahen Durchgänge und lauschte.

»Eddy«, wisperte es verzerrt und hohl zwischen den grauen Mauern. Ich durchquerte den Torbogen und wartete, bis das Echo meiner Schritte verhallt war. Wieder flüsterte ein leiser Luftzug meinen Namen.

Ich folgte dem lockenden Ruf durch zahllose Tore und Gänge, ohne dass er jemals deutlicher als ein ersterbendes Flüstern wurde. Jemand schien mich narren zu wollen und führte mich wahrscheinlich unaufhaltsam von dem Ort fort, an dem sich Ida aufhielt. Ich sank in die Hocke und lehnte mich entmutigt an eine kalte Wand.

»Eddy«, drang es etwas lauter an mein Ohr. Ich schrak auf und

horchte misstrauisch, ob der Ruf sich wiederholte. Wie in aller Welt sollte ich es nur anstellen, Ida wieder zu finden? Möglicherweise irrte sie gerade genauso durch das Labyrinth wie ich. Wir würden bis an unser Lebensende aneinander vorbeilaufen.

»Eddy«, flüsterte es klagend. »Du bist beinahe da. Komm, Kind, es sind nur noch ein paar Schritte.«

Ich rappelte mich auf und ging ohne große Hoffnung zur nächstgelegenen Türöffnung, um hindurchzusehen. In dem schattenhaften Dämmerlicht des Gewölbes schien in weiter Ferne ein winziges, gelbliches Licht zu leuchten, das meine Neugier erregte. Ich war das ewige graue Zwielficht dieses Labyrinthes inzwischen von Herzen satt und sehnte mich nach einer Veränderung.

Das sanfte Licht leitete mich durch etliche Durchgänge, verschwand aber nicht, wie ich zuerst gegewöhnt hatte, sondern wurde heller und größer, während ich mich ihm näherte. Endlich schien ich seinen Ursprung erreicht zu haben: Die Türöffnung, auf die ich zugeing, war im Gegensatz zu allen anderen, die ich durchquert hatte, geradezu strahlend hell erleuchtet. Ich tat einen tiefen Atemzug und trat ein.

Die behagliche Küche war anheimelnd warm, und es roch verlockend nach frisch gebackenem Brot. Ich hockte auf der Küchenbank und sah zu, wie die große Frau mit dem silberschwarzen Haar den Teekessel vom Feuer hob und daraus zwei große Becher füllte. Sie wandte sich mit einem Lächeln um und stellte einen Becher und den Topf mit Honig vor mir auf den blank gescheuerten Tisch, ehe sie sich neben mich auf die Bank setzte. Ich rührte einen großen Löffel Honig in den heißen Tee, blies darüber, nahm einen vorsichtigen Schluck und seufzte wohligh.

»Ich bin so froh, dich endlich wiederzuhaben«, sagte die Frau leise und legte ihre Hand auf meine. Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und schloss die Augen, um den milden, pudrigen Duft ihrer Haare einzuatmen. Die Erinnerung an diesen Duft hatte mir geholfen, die Zeit im Waisenhaus zu überstehen und mir manche kalte Nacht auf der Straße zu lindern gewusst.

»Großmutter«, fragte ich. »Warum hast du mich allein gelassen?«

Statt einer Antwort legte sie ihren Arm um mich. Ich fühlte mich so geborgen, wie ich es zuletzt als Kind empfunden hatte.

»Es tut mir so leid. Ich hatte gehofft, bald wieder zu dir zurückkehren zu können, aber das war mir nicht vergönnt, weil ich dich

nicht in Gefahr bringen wollte. Eddy, du warst Tag und Nacht in meinen Gedanken.« Sie ließ mich los und streichelte zärtlich über mein Gesicht. Ihre topasfarbenen Augen lächelten mich voller Wärme an. Ich sah in ihr schönes Gesicht, das so sehr dem ihrer Tochter Ylenia glich, und musste schmerzlich schlucken.

»Warum hast du mich allein gelassen?«, wiederholte ich kläglich meine Frage. Sie legte ihre Hand auf meine und drückte sie besänftigend. Auf ihrer Brust baumelte ein schwarz und silbern schillerndes Schmuckstück und fing in grünlichen Reflexen den weichen Schimmer des Herdfeuers ein.

»Nach einem Leben der Suche war es mir endlich vergönnt, das Schwarze Herz zu finden«, begann sie mit einem sanften Zögern in der Stimme zu erzählen. »Es sollte mich zu den anderen leiten, die der Schlüssel für das Herz der Welt sind. Aber unterdessen hatte sich wegen Ter'nyoss die Dunkle Botin an meine Fersen geheftet.« Ihr Gesicht verzerrte sich wie in einem Schermerzanfall. »Sie hatte das Herz des Todes vor mir in ihrer Obhut und forderte es von mir zurück. Ich bin jahrelang durch alle Schichten der Realität, durch unzählige Welten vor der Sturmkrähe geflohen. Ich konnte nicht zu dir zurückkehren, ehe ich nicht einen Weg gefunden hatte, sie abzuschütteln. Ich hätte dich in schreckliche Gefahr gebracht, Adina.« Sie verstummte und musterte mich mit großer Besorgnis.

»Du und deine Schwester«, sagte sie sanft. »Ich habe gewusst, dass es euch gelingen würde, die Herzen zu erlangen. Ich bin so stolz auf euch, mein kleiner Liebling!«

»Du bist die Schwarze Magierin«, sagte ich vorwurfsvoll. »Du hast Ida und mich hierher geholt, um uns die Herzen zu stehlen.«

Ein sanfter, trauriger Schatten glitt über das alterslose Gesicht meiner Großmutter. Sie legte eine schmale Hand auf meine Schulter und drückte sie bekümmert. »Du hast einen falschen Eindruck von mir bekommen, meine Kleine. Dein Bruder Albuin mit seinen tölpelhaften Versuchen, euch die Herzen zu entreißen, hat dieses ganze fürchterliche Durcheinander verursacht. Es lag nicht in meiner Absicht, euch beiden Schmerzen zuzufügen. Bitte, Kind, glaube mir, ich liebe dich.«

Sie schwieg und sah mich an. Ich schlug die Augen nieder. Wie sehr hatte ich damals gehofft, meine Großmutter wieder zu finden, aber sie war und blieb fort. Und nun stand sie vor mir und bat mich um mein Vertrauen. Nach all dem, was Ida und mir in der Zitadelle geschehen war, bat sie mich um Vertrauen!

Sie seufzte schmerzlich, als habe sie meine Gedanken gelesen. »Adina«, murmelte sie und zog mich eng an sich. Ich konnte nicht anders, als mich in ihren Arm zu schmiegen und ihr zuzuhören. »Wir sind ausersehen, gemeinsam die alte Macht der Herzen wieder zu erwecken. Ich bin eine alte Frau, meine kleine Adina. Dies hier«, sie umfasste sacht das schwarz schillernde Schmuckstück auf ihrer Brust, »hilft mir zwar, mein Leben zu verlängern, aber erst der vereinten Kraft der Herzen wird es gelingen, mir – und auch dir, meine kleine Enkelin – Unsterblichkeit zu verleihen. Kein Tod mehr, keine Krankheit, keine Schmerzen, die wir fürchten müßten. Wir werden ewig leben, meine geliebte Enkelin. Dann wird uns keine Macht der Welt mehr trennen können. Wir werden für immer zusammen sein.«

Sie griff nach dem Schmuckstück auf ihrer Brust und zog es über ihren Kopf. Die zarte Silberkette verfang sich in einer ihrer schwarzweißen Haarsträhnen, und ich half ihr dabei, sie zu befreien. Dann lächelte sie mich mit Augen aus dunklem Bernstein an und hielt mir das Schwarze Herz entgegen. »Es gehört nicht allein mir. Nimm es, fühle seine Kraft. Du trägst zwei seiner kleinen Schwestern, und du bist stark. Du wirst es ertragen können. Ich gebe Ter'nyoss, das Schwarze Herz, in deine Hände, meine kleine Adina.«

Ich zögerte einen Augenblick. Das große, unheilvoll schimmernde Schmuckstück lag ruhig in der schmalen Hand meiner Großmutter. Ich hob den Blick und sah in ihre Augen. Sie nickte mir ermutigend zu und hob mir leicht die Hand entgegen. Ich holte tief Luft und griff nach dem Herzen des Todes.

Es lag schwer und kühl in meiner Hand. Ich blickte darauf nieder, beinahe ein wenig enttäuscht darüber, dass ich nichts empfand. Hätte die Berührung eines der großen Herzen nicht irgendetwas in mir hervorrufen müssen? Ich erinnerte mich daran, wie lastend und unheimlich das Herz der Erde sich zu Anfang angefühlt hatte. Hätte Ter'nyoss nicht zumindest die Erde unter meinen Füßen beben lassen müssen?

Ernüchtert blickte ich auf und sah meine Großmutter an, deren sanfter Blick plötzlich etwas Lauerndes bekommen zu haben schien. Ich öffnete den Mund, um ihr meine Enttäuschung mitzuteilen, als die Luft rund um mich zu wabern begann. Schwarze Funken stoben vor meinen Augen auf, und ein bösesartiges Summen übertönte das Knistern des Herdfeuers. Die Luft, die ich in meine Lungen sog, war mit einem Mal glühend heiß. Meine Hand, die das Schwarze Herz umschlossen hielt, begann unkontrolliert zu beben. Flüssiges Feuer

rann durch meine Adern. Mein Kopf schien platzen zu wollen, und ich fühlte, wie mir die Augen aus den Höhlen traten und meine Zunge anschwell, bis sie meinen Mund ausfüllte. Ich wollte schreien, aber kein Laut drang über meine Lippen. Das Gesicht meiner Großmutter wuchs vor meinen Augen und begann, mein gesamtes Blickfeld auszufüllen. Ihre Lippen bewegten sich, aber ich konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Die schwarzen Funken vor meinen Augen wurden so zahlreich, dass sie jeden anderen Anblick auslöschten, und das Schrillen in meinen Ohren war inzwischen so laut, dass ich zu ertauben fürchtete. Ich umklammerte das Herz des Todes, das zum Zentrum meiner Welt geworden war, und betete um ein schnelles Ende meiner Qualen.

Das Feuer in meinen Adern wurde unerträglich. Ich glühte vor Fieber, meine Knochen schmolzen in der unerbittlichen Hitze, mein Blut kochte, mein Körper verbrannte zu Asche. Unendliche Kraft erfüllte mich. Es gab nichts mehr, das mir schaden würde, niemanden, der sich mit meiner Macht messen konnte. Ich war unsterblich. Ein Blinzeln von mir erschaffte ein Universum, und ein Atemzug vernichtete es wieder. Wer es wagte, mich herauszufordern, sah seiner Vernichtung entgegen. Kein Sterblicher und keine Gottheit war mir mehr gewachsen. Meine Macht wuchs ins Unermessliche. Das Schwarze Herz flammte stolz und lockend vor meinem geblendeten Blick, versprach die Unendlichkeit zu meinen Füßen.

Das Brennen und Glühen ließ nach, und langsam kehrten Sicht und Gehör wieder zurück. Die entschwindenden Wellen der Kraft ließen mich knochenlos und matt zurück. Meine Hand, die Ter'nyoss umklammert hielt, öffnete sich schwach und sank herab. Kühle Finger nahmen das Kleinod sanft aus meiner erschlafften Hand. Hände strichen über mein schweißverklebtes Haar und verweilten zärtlich auf meinem Gesicht.

»Ich wusste es«, flüsterte die Stimme meiner Großmutter. »Du bist sehr stark, meine Kleine. Du hast meine Kräfte geerbt. Ich werde dich alles lehren, was ich weiß. Wir werden ewig herrschen, Adina. Über diese Welt, über jede Welt, die wir uns nehmen wollen. Gefällt dir das, mein Liebling? Gefällt dir der Gedanke?«

Das beschwörende Flüstern durchdrang all meine Sinne und benebelte mich wie eine Droge. Mühsam kämpfte ich gegen den verführerischen Sog der sanften Stimme an. Ich drehte schwach den Kopf von den sanften Liebkosungen fort. Immer noch fühlte ich das

lockende, sengende Feuer des Schwarzen Herzens durch meine Adern toben. Das Feuer und die verführerischen Worte der Hexe, die meine Großmutter war ...

»Was ist mit Ida?«, fragte ich matt und ohne große Überzeugung. Der sachte Griff der schmalen Hand auf meiner Schulter verstärkte sich ein wenig.

»Sie wird uns helfen«, sagte meine Großmutter. »Allerdings ist sie im Moment noch kaum dazu in der Lage. Sie ist verletzt, Eddy. Es wird einige Zeit dauern, bis sie sich wieder erholt hat. Sei unbesorgt, mein Kleines, ich kümmere mich gut um sie.« Sie lächelte, um meine Unruhe zu zerstreuen. »Sie ist oben in deinem alten Zimmer«, fuhr sie fort. »Du wirst sie jederzeit sehen können, während ich dich auf deine große Aufgabe vorbereite. Ohne dich kann ich das Herz der Welt nicht beschwören, aber gemeinsam werden wir es meistern. Ich bin so glücklich, Eddy!«

Sie umarmte mich, und ich erwiderte es von ganzem Herzen. »Darf ich zu ihr?«, fragte ich vorsichtig. Großmutter ließ mich los und gab mir einen kleinen, zärtlichen Schubs.

»Geh, bring ihr etwas Tee«, sagte sie. »Und achte darauf, dass sie den Verband nicht löst, sonst werden ihre Verletzungen nicht heilen. Geh, meine Kleine.«

Ihr stolzer, liebevoller Blick ruhte auf mir, als ich die Küche verließ. Ich fühlte mich leicht und beschwingt, fast ein wenig betrunken, als ich die schmale Treppe erklomm und vor der Tür zu meinem alten Zimmer stehen blieb. Ich klopfte an und wartete einen Moment, und als ich keinen Laut von drinnen vernahm, drückte ich leise die Klinke hinunter und trat ein.

Ida lag reglos in meinem schmalen Bett. Ihr Gesicht unter dem Verband, der ihre Augen bedeckte, war bleich. Ich stellte den Becher mit Tee auf dem kleinen Tisch ab und setzte mich vorsichtig auf die Bettkante. Idas Lippen bewegten sich sacht, aber sie rührte sich nicht. Ich griff nach ihrer Hand und streichelte sie. »Ida«, rief ich leise.

Sie seufzte und schien zu erwachen. Ihr Gesicht drehte sich langsam in meine Richtung. »Eddy?«, fragte sie mit kleiner, ängstlicher Stimme. Ich brummte eine Antwort und umfasste beruhigend ihre Hand. »Eddy.« Sie versuchte, sich aufzusetzen. Ich half ihr und stopfte ihr das Kissen in den Rücken.

»Ich habe dir Tee mitgebracht.« Ida griff mit ungläubiger Miene danach und befühlte vorsichtig den Becher.

»Wo sind wir?«, fragte sie, bevor sie einen Schluck trank.

»Zu Hause, bei Großmutter«, antwortete ich und stockte. Das war nur teilweise richtig, wir waren schließlich immer noch im Labyrinth, immer noch in der Zitadelle, auch wenn alles um mich herum nach unserem kleinen Haus in den Clouds von Cairon City aussah.

Ida nahm meine Antwort schweigend zur Kenntnis. Ihre Finger glitten zu ihrem Kopf und tasteten über den Verband. »Ich kann nichts sehen«, klagte sie und versuchte, ihre Finger darunter zu schieben.

Ich griff nach ihrer Hand und zog sie sanft fort. »Lass den Verband in Ruhe. Das muss erst heilen, Ida. Großmutter sorgt dafür, dass du wieder gesund wirst.«

Sie verzog das Gesicht, als wollte sie weinen. »Ich sehe nichts«, wiederholte sie. »Gar nichts, Eddy. Es ist, als wäre ich blind geworden.« Wieder hob sie ihre Hand, aber ich hielt sie unnachgiebig fest. Sie kämpfte eine Weile gegen meinen Griff an, dann gab sie auf und sank in das Kissen zurück. »Erklär mir alles«, forderte sie mit kräftiger werdender Stimme. »Wo sind wir, und wie kommt unsere Großmutter ins Spiel? Alle sagten doch, sie wäre tot!«

Ich streichelte beruhigend ihre Hand und ihr blasses Gesicht, während ich von meinem erstaunlichen Zusammentreffen mit Elaina, unserer Großmutter berichtete. Ich zögerte ein wenig, als es um mein Erlebnis mit Ter'nyoss, dem Herzen des Todes ging. Wie konnte ich meiner Schwester die Empfindungen nahe bringen, die mich durchströmt hatten: den Triumph, das Gefühl der Macht, das Wissen um die Besiegbarkeit des Todes ...

Ida bemerkte mein Stocken und drehte fragend das blinde Gesicht in meine Richtung. »Was hast du?«, fragte sie beunruhigt.

»Nichts«, erwiderte ich kurz. »Großmutter braucht unsere Hilfe, um das Herz der Welt wieder zu finden. Meinst du, du bist kräftig genug, um ihr und mir beizustehen?«

Ida verzog schmerzlich das Gesicht und betastete hilflos den Verband über ihren Augen. »Ich weiß nicht. Es ist so beängstigend, nicht mehr sehen zu können. Ich meine damit nicht die normale Sicht, sondern ...« Jetzt stockte sie. Ich musterte sie scharf. Ihr Kopf wandte sich ruhelos von einer Seite zur anderen. »Meine innere Sicht«, vollendete sie leise ihren Satz. »Das, was mir meine Augen in der Zitadelle nicht zeigen konnten. Ich habe Angst, Eddy. Ich kann nicht mehr entscheiden, was richtig und was falsch ist. Ich kenne unsere Großmutter nicht, ich weiß nicht, was sie plant. Wenn sie die Schwarze Magierin ist, trägt sie die Schuld an all dem, was uns wider-

fahren ist. Sie hat Albuin getötet.«

»Ida, sie ist unsere Großmutter! Sie will uns nichts Böses, warum auch? Wir haben die Herzen, und wenn wir ihr helfen ...«

»Aber das ist es doch«, unterbrach Ida mich heftig. Ihre Finger gruben sich schmerzhaft in meinen Arm. »Die ganze Zeit hat sie versucht, uns die Herzen zu entreißen und jetzt auf einmal kommt sie an und bittet höflich um Hilfe? Eddy, was ist denn los mit dir?«

Ich schluckte. In meinen Adern spürte ich noch immer das Echo der Kraft, die Ter'nyoss mir verliehen hatte. Mein Blut brannte vor Verlangen, sie mir wiederzuholen, in meinen Händen zu halten und niemals wieder herzugeben. Es war ein unstillbarer Hunger, der an meinen Eingeweiden riss und knurrte wie ein Wolf.

»Eddy«, drängte Ida und rüttelte mich. »Warum sagst du nichts?«

Ich machte mich unsanft los und stand auf. »Hilfst du uns nun oder nicht?«, fragte ich schroff.

»Was wird geschehen, wenn ich nicht einwillige?« Ich vernahm mit meinen durch Ter'nyoss geschärften Sinnen die sorgsam verborgene Furcht unter ihren Worten und antwortete nicht, sondern wandte mich lautlos zur Tür.

Ida drehte das blinde Gesicht nicht fort von der Stelle, wo sie mich noch vermutete. »Was wird geschehen?«, wiederholte sie. Ihre Stimme klang schrill.

Ich öffnete die Tür. Das leise Geräusch der Klinke ließ Ida schreckhaft herumfahren. »Ich frage Großmutter«, sagte ich sanft und schloss die Tür hinter mir.

Großmutter stand still und hoch aufgerichtet am Fuß der Treppe und sah mir entgegen. Ihr Gesicht war ruhig. »Nun?«, fragte sie, und ich hob die Schultern.

»Sie traut dir nicht. Aber ich kriege sie so weit. Keine Sorge.«

Sie lächelte und mir wurde warm ums Herz. »Ich Sorge mich nicht, meine Kleine.« Sie umarmte mich. »Ich weiß ja, dass ich mich auf dich verlassen kann.«

In dieser Nacht schlief ich in Großmutter's Bett, geborgen und friedlich. Durch meine Träume geisterte Ter'nyoss und ließ mich nahezu vergehen vor Lust und Verlangen nach dem dunklen, machtrunkenen Rausch, den sein Besitz mir versprach. Das beständige Pochen seiner beiden kleineren Schwestern untermalte das verführerische Dröhnen des Schwarzen Herzens und hämmerte seinen Namen unauslöschlich in mein brennendes Gehirn.

Die folgende, nicht mit irdischen Uhren messbare Zeit verbrachte ich wie in einen düster glühenden Nebel gehüllt. Meine Großmutter hielt ihr Versprechen und begann mich in ihrer geheimnisvollen Kunst zu unterweisen. Ich saugte das neue Wissen ein wie ein Schwamm; es war, als benutzte eine andere, stärkere Macht mich als ihr Werkzeug und füllte meinen Geist mit dunklem Erkennen. Es war, als erinnerte ich mich an etwas, was ich einst gewusst und wieder vergessen hatte. All das geschah beinahe vollständig wortlos und wurde begleitet von dem beständigen Dröhnen des Schwarzen Herzens.

Zwischendurch kümmerte ich mich um meine Schwester. In dem Maße, in dem meine magischen Fähigkeiten wuchsen, schienen Idas Kräfte stetig zu schwinden. Stumm und blass lag sie in dem kleinen Zimmer und richtete kaum mehr das Wort an mich. Ich redete mit ihr, sprach von der Liebe und Sorge, die Großmutter für uns beide empfand, und von der Hoffnung, dass Ida ihr und mir bei dem großen Werk beistehen werde. Aber Ida drehte nur ergeben und stumm den Kopf zur Wand und ließ meine Handreichungen reglos über sich ergehen. Kein Zeichen deutete darauf hin, dass sie sich jemals anders besinnen würde. Ich begann mutlos zu werden.

Großmutter bedrängte mich nicht. Wenn ich aus Idas Zimmer kam, stand sie wartend unten am Fuß der Treppe und sah mir entgegen, und wenn ich stumm den Kopf schüttelte, umarmte sie mich tröstend. Abends saßen wir für gewöhnlich zusammen in der behaglich vom Herdfeuer gewärmten Küche und tranken Tee. Großmutter ließ sich erzählen, wie mein Leben seit unserer Trennung verlaufen war, und berichtete ihrerseits von den ungezählten Welten, die sie auf ihrer Flucht vor ihrer dunklen Verfolgerin aufgesucht hatte. Sie hatte dem Wesen, das so hartnäckig auf ihrer Fährte geblieben war, nach Jahren der unablässigen Bedrohung endlich den Zugang zu ihrer Fluchtburg versperren können, aber noch jetzt schreckte sie manches Mal aus schweren Träumen, in denen sie von der Botin des Todes immer weiter durch die Endlosigkeit der Welten und Dimensionen gehetzt wurde.

»Die Zeit wird knapp«, sagte sie an einem dieser friedvollen Abende, nachdem wir lange geschwiegen und in das lodernde Herdfeuer geschaut hatten.

»Was meinst du, Großmutter?«

Sie antwortete nicht gleich, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Ter'nyoss schillerte grünlich-schwarz und kalt. »Der rechte

Zeitpunkt zur Erweckung des Herzens der Welt ist nahe«, sagte sie endlich und wandte mir ihren bernsteingoldenen Blick zu. »Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, um Anida zu überzeugen, meine Kleine.«

In ihrer Stimme war kein Vorwurf, dennoch fühlte ich mich getroffen. »Ich habe getan, was ich konnte«, verteidigte ich mich. »Ida hört nicht auf mich, Großmutter. Warum kannst du nicht einmal mit ihr ...«

Sie unterbrach mich mit einer scharfen Handbewegung. »Das hätte keinen Sinn. Sie vertraut mir nicht, Adina, nicht so wie du. Nein, du bist die Einzige, die etwas erreichen kann. Aber die Zeit drängt.«

Ich schwieg, den Blick auf meine Hände gesenkt. »Was, wenn es mir nicht gelingen sollte?«, fragte ich nach einer Weile bedrückt.

Großmutter legte ihre schlanke Hand auf meine und drückte sie zärtlich. »Sorge dich nicht, mein Liebling. Das alles ist meine Schuld. Ich habe mich so sehr darauf verlassen, dass du mir hilfst, dass ich darüber deine Schwester aus den Augen verloren habe. Ich kann nicht von ihr erwarten, dass sie mir vertraut. Nicht nach allem, was ihr beide durchgemacht habt.«

Ich hob den Blick und sah sie fragend an. Sie hatte mir nicht geantwortet. Aber ich musste meine Frage nicht wiederholen, und sie musste mir nicht laut antworten. Ich las die Antwort in ihren unergründlich tiefen Augen. Ich seufzte. Es gab keinen anderen Weg, das wusste ich auch, wenn ich ehrlich zu mir war. Wenn Ida sich weigerte, uns zu helfen, musste Großmutter ihr die Herzen gegen ihren Willen abnehmen.

»Sie wird sterben«, wandte ich halbherzig ein. Großmutter schloss schmerzlich berührt die Augen.

»Wenn wir den Zeitpunkt versäumen, Ter'terkrin zu erwecken, werden wir alle sterben«, sagte sie unerbittlich.

»Wann wirst du es tun?«

Großmutter wich meinem Blick aus. »Du wirst es für uns tun müssen. Sie wird mich nicht an sich heranlassen, Adina. Dir vertraut sie. Du kannst sie ihr nehmen, wenn sie schläft, dann wird sie es nicht gleich spüren. Ich werde etwas in ihren abendlichen Tee tun, das sie betäubt. So bemerkt sie vielleicht noch nicht einmal, was mit ihr geschieht.«

Sie verstummte und presste die Lippen zusammen. Ich froh trotz der Hitze des Herdfeuers. Nichts würde die entsetzlichen Schmerzen betäuben können, die der Raub der Herzen ihr verursachen würde. Da wäre es noch barmherziger, ihr zuvor die Kehle durchzuschnei-

den.

»Wann?«, fragte ich kurz, weil ich der Festigkeit meiner Stimme nicht recht traute. Großmutter drückte mitfühlend meine Schulter.

»Morgen Nacht. Ich werde alles dafür vorbereiten, meine tapfere kleine Enkelin.«

Als ich wie üblich am nächsten Morgen Ida ihr Frühstück brachte und ihren Verband wechselte, musste ich mich sehr zusammenreißen, um mir nichts anmerken zu lassen. Sie war wach, als ich das Zimmer betrat. Ihr blindes Gesicht war dem Fenster zugewandt, und ihre Finger betasteten unruhig das Lederbeutelchen, in dem sie die kostbaren Herzen verwahrte.

Ich stellte das Tablett ab und setzte mich auf die Bettkante. »Wie hast du geschlafen?«, fragte ich, während mein Magen sich vor Elend zusammenkrampfte. Ich löste den dünnen, vollkommen undurchsichtigen Verband und rollte ihn sorgsam zusammen. Ida wandte mir ihr Gesicht mit den zerstörten Augen zu. Ihre Lippen verzerrten sich in einem kurzen Moment des Schmerzes. Ich strich behutsam die angenehm riechende Salbe auf die verbrannten Lider und nahm den sauberen Verband vom Tablett.

Ida griff nach meinem Handgelenk und ließ mich innehalten. Sie holte bebend Luft, und ihre Lippen begannen zu zittern. »Bitte«, flehte sie leise und verzweifelt. »Bitte, Eddy. Tu das nicht.«

Ich löste sanft ihren Griff. »Es dauert sicher nicht mehr lange. Die Salbe hilft wunderbar, und deine Wunden verheilen sehr gut.« Die Falschheit, die hinter diesen Worten lag, schmerzte mich wie ein scharf geschliffenes Messer, das in meiner Brust steckte. Wenn ich Ida doch nur das Schicksal ersparen könnte, das sie sich mit ihrer Sturheit eingehandelt hatte! Ich befestigte den Verband und legte meine Hände hilflos in den Schoß, während Ida zurücksank in das Kissen, das Gesicht zu einem trockenen, lautlosen Weinen verzerrt.

»Ida«, bat ich. »Warum willst du uns nicht helfen? Wenn es Großmutter nicht gelingen sollte, das Herz der Welt zu erwecken, wird das unser aller Ende bedeuten.«

Ida hob die Hände an ihre verbundenen Augen. »Sie wird uns töten, wenn wir ihr die Herzen ausliefern«, sagte sie hoffnungslos. »Mich sowieso, aber auch du wirst sterben, Eddy. Siehst du es denn nicht?«

»Ich verstehe nicht, wie du so sprechen kannst. Sie ist unsere Großmutter, Ida. Sie könnte uns niemals etwas zuleide tun.«

Ida krampfte die Hände um ihren Kopf. »Sie hat Albi getötet. Er war ihr Enkel, unser Bruder, Eddy. Das hat sie nicht daran gehindert, ihn umzubringen, als er ihr im Wege stand.« Sie ließ matt die Hände sinken und wandte das Gesicht ab. »Sie hat dich geblendet, so wie mich. Erwinnere dich, Eddy. Sie kann uns die Herzen nicht gegen unseren Willen abnehmen, wir müssen sie ihr freiwillig überlassen. Wenn du hart bleibst, haben wir vielleicht noch eine Chance. Aber das verfluchte Herz des Todes hat dich schwach gemacht und dir deinen klaren Kopf genommen. Wir sind verloren, Eddy. Verloren ...«

Ich stand auf und wandte mich heftig zur Tür. Sie verdiente es nicht anders. Ich hatte es versucht, jede verdammte Minute hatte ich versucht, sie zu Verstand zu bringen. Mehr konnte ich nicht tun. Sollte es nun seinen Lauf nehmen.

»Eddy«, rief sie weich, als ich die Tür öffnete. Ich verharrte, und sie sagte: »Ich liebe dich, meine Schwester. Denk über meine Worte nach, und ...« Sie zögerte, und ich fühlte einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen. »Befrage die Krähe«, setzte sie laut und klar hinzu. Ich floh aus dem Zimmer wie von Geistern gejagt und knallte heftig die Tür zu.

Den Rest des Tages drückte ich mich im Hause herum und grübelte über Idas Worte nach. Was hatte sie nur damit gemeint: Befrage die Krähe? Irgendwo in meinem Geist kratzte und biss eine Antwort, aber der Nebel über der Ahnung wollte nicht recht weichen. Ich war nicht böse darüber, denn mir schien, dass es eine überaus schmerzhaftes Erkenntnis sein würde.

Großmutter war fort und hatte uns allein gelassen. Ich war in meiner Ruhelosigkeit auch mehrmals an die Haustür gegangen und hatte auf die stille, heruntergekommene Straße geblickt. Meine Hand glitt in die Tasche meiner Jacke und spielte mit dem hölzernen Talisman, den ich aus unerfindlichen Gründen schon seit einer halben Ewigkeit mit mir herumschleppte. Ich erinnerte mich schon lange nicht mehr, woher ich das Ding hatte, aber der Vogel beunruhigte mich auf unklare Weise, wenn ich ihn berührte.

Großmutter kam gegen Abend zurück und ließ sich stumm und müde neben mir auf der Küchenbank nieder. »Ich habe alles vorbereitet.« Sie suchte mit einem ermutigenden Lächeln meinen Blick. »Geh jetzt, mein Liebling, und erfülle deinen Teil unserer Aufgabe.«

Ich erhob mich gehorsam. Den ganzen langen Tag hatte ich dar-

über nachgedacht, wie ich Idas Schicksal noch abwenden könnte, aber ohne Erfolg. Es blieb mir nun nichts anderes, als meiner Schwester ihren sorgsam gehüteten Schatz zu nehmen und sie damit zu töten. Schweren Herzens erklimmte ich die steile Treppe und blieb einen Moment lang vor der Tür zu Idas Zimmer stehen, um zur Besinnung zu kommen. Dann holte ich tief Luft und trat ein. Das dämmerige Licht im Zimmer narrete meine Augen. Ich stand neben dem Bett und sah ungläubig darauf nieder, dann drehte ich mich hastig um und durchforschte den kleinen Raum. Es gab keine Ecken oder Winkel, in denen sich eine groß gewachsene Frau hätte verbergen können. Das Zimmer war leer.

Ich hastete die Treppe hinunter und berichtete atemlos von Idas Verschwinden. Großmutter hörte reglos zu, dann stützte sie in einem Moment der Schwäche beide Hände auf den Tisch. Ich trat beunruhigt an ihre Seite. Sie hob den Kopf und begann zu lachen. »Das kleine Aas«, stieß sie hervor, während ihr Tränen der Erheiterung über die Wangen liefen. »Oh, die kleine, hinterlistige, verschlagene Ratte! Na warte, wenn ich dich in die Finger bekomme!«

Sie beruhigte sich und wischte sich die Augen trocken. »Sie kann nicht weit sein. Geh, Eddy, such sie. Sie ist immer noch irgendwo hier im Haus. Finde sie und bring die Herzen zu mir. Spute dich!« Ich nickte und machte mich schweren Herzens daran, das kleine Haus vom Keller bis zum Dach zu durchkämmen.

Die Umgebung war ihr fremd. Sie sah sich verwirrt um, aber nichts in dem kleinen, mit Gerümpel vollgestopften Raum kam ihr im Entferntesten bekannt vor. Sie strich vorsichtig über das staubige Gestell eines Kinderbettes und befühlte neugierig die bunte Bettdecke. In diesem Raum waren Gegenstände gesammelt, wie sie sie noch nie zu Gesicht bekommen hatte, und deren Funktion sie nicht einmal ansatzweise erraten konnte. Einen davon hob sie auf und drehte ihn ratlos in den Händen, ehe sie ihn behutsam wieder an seinen Platz legte. Sie folgte der langen Schnur, die an ihm hing, und entdeckte, dass sie in der Wand verschwand. Sie zog spielerisch daran, aber die Schnur schien fest mit der Wand verbunden zu sein.

Ein geschnitzter Holzrahmen an der Wand erweckte ihre Aufmerksamkeit, und sie trat näher, um ihn genauer zu betrachten. Der Spiegel war so groß wie sie selbst und beinahe blind vor Staub und Alter. Sie wischte ihn sauber und blickte hinein. Ihr Gesicht, bleich schimmernd in dem schwachen Licht, sah ihr entgegen. Sie lächelte

sich zu. Das Lächeln kam mit einer winzigen Verzögerung zurück, und Ida begriff plötzlich, dass sie ihrer Schwester ins Gesicht sah. Sie streckte die Hände nach ihr aus, von plötzlicher Sehnsucht getrieben. Ohne Überraschung sah sie Ter'garann und Ter'samas auf ihren Handflächen liegen und wie zur Begrüßung hell aufstrahlen.

Ihre Schwester lächelte und griff in ihre Tasche. Ter'briach und Ter'firan lagen funkelnd da und schienen zu ihren Schwestern zu streben.

»Adina«, sagte Ida sehnsüchtig. Wie die Herzen war auch sie nicht vollständig ohne ihre Schwester. »Adinal!«

Die andere bewegte stumm ihre Lippen. »AnidA«, las Ida. Sie tat einen Schritt auf den Spiegel zu und hielt inne. Adina blickte an ihr vorbei, und ihre Augen weiteten sich. Sie schien etwas zu rufen und drehte sich hastig um. Ida tat es ihr gleich. Ihre Augen erhaschten einen hellen Schimmer an der Tür, gerade so, als wäre eine weiß gekleidete Frau im Moment ihres Umwendens hinausgehuscht. Ida drehte sich wieder zum Spiegel, aber die Fläche war leer, zeigte nur noch das voll gestellte Zimmer. Eddy war fort.

Warum sehe ich mein eigenes Bild nicht?, fragte sie sich verwirrt. Wohin bin ich verschwunden? Sie trat näher an den Spiegel heran und versuchte, in die Ecken des gespiegelten Raumes zu spähen. Dort, neben der Tür, stand eine stille, in Schwärze gehüllte Gestalt und schien sie anzusehen.

»Ich bin bei dir«, sagte eine sanfte, dunkle Stimme. »Achte auf deinen Ring, Ida.«

Sie senkte verwirrt den Blick auf ihre Hand und betrachtete den Ring ihrer Großmutter. Als sie wieder aufsah, war die Gestalt verschwunden. Ida betrachtete ihr Gesicht im Spiegel und tastete verwundert über ihre Augen. »Warum kann ich mich sehen?«, fragte sie laut. »Sie hat mich doch geblendet!«

Mit einem Ruck wachte Ida auf. Sie lag auf einem niedrigen, schmalen Bett mit durchgelegener Matratze, das in einem kleinen, mit allerlei Gerümpel voll gestellten Raum stand, der selten benutzt wurde, all dem Staub nach zu urteilen und der Luft, die alt und etwas abgestanden roch. Ida lehnte sich zurück und erinnerte sich ...

Sie hatte voller Angst und Verzweiflung nach Eddys letztem Besuch in ihrem Zimmer gesessen und nur zu deutlich das Schicksal vor Augen gehabt, das sie erwartete.

»Du solltest etwas unternehmen«, hatte eine spöttische Stimme gesagt.

Ida fuhr erschreckt auf, denn sie hatte keinen Menschen hereinkommen hören. »Wer ist da?«, fragte sie heftig. Etwas berührte ihr Knie und kratzte sie mit kleinen, scharfen Dornen. Sie griff danach und fühlte Federn unter ihren Fingern.

»Du hast mich eingelassen«, sagte die Stimme sanfter als zuvor. »Eddy hat mich vergessen, aber du nicht, und deshalb konnte ich den Zauberbann wenigstens so weit überwinden, dass ich hierher kommen konnte. Ich würde dir gerne helfen, Ida, aber das vermag ich nicht. Ich kann dir nur raten: Sitz hier nicht herum und warte auf deinen Tod. Steh auf, unternimm etwas.«

Ida lachte widerwillig auf und streichelte sacht über das Gefieder der Krähe. »Du hast gut reden. Wie kann ich etwas tun, wenn ich nicht einmal sehen kann?«

Die Krähe krächzte höhnisch. »Ich habe es dir schon einmal gesagt: Deine Augen nützen dir hier wenig. Was hältst du davon, zur Abwechslung deinen Verstand zu benutzen?« Ida schwieg verstimmt. Ein harter Schnabel berührte eigenartig sanft ihre Hand. »Hast du schon einmal versucht, einfach hinauszugehen?«

Ida verneinte verdutzt und ein wenig beschämt. Das hatte sie tatsächlich nicht getan. Sie war durch ihr Zimmer gegangen, bis zur Tür und wieder zurück, aber nicht ein einziges Mal hatte sie die Tür einfach geöffnet und war hinausspaziert. Warum war sie nur niemals auf den Gedanken gekommen?

»Der Zauberbann«, sagte die Krähe lakonisch, als hätte sie ihre Gedanken gelesen. »Aber du solltest es ruhig trotzdem versuchen, Ida. Du bist stärker, als du denkst.«

Ida schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. Sie hörte, wie die Krähe aufflatterte und neben der Tür landete. Ihre Krallen kratzten über den Boden. Ida tastete sich zögernd zur Tür und fand sich auf dem Bett sitzend wieder. Mit einem ungeduldigen Laut sprang sie auf und stürmte voran. Unter ihren Fingern fühlte sie das kühle Glas der Fensterscheibe. »Ach«, sagte sie wütend und drehte sich um. Drei energische Schritte Richtung Tür, und Ida stand wieder neben ihrem Bett. Entmutigt ließ sie sich darauf niedersinken und legte den Kopf in die Hände. Es flatterte laut, Schwingen berührten ihren Hals und starke Vogelklauen bohrten sich schmerzhaft in ihre Schulter.

»Auf«, forderte die Krähe. Ida erhob sich gehorsam und folgte den Weisungen des Vogels. »Noch ein Schritt«, sagte die dunkle Stimme dicht an ihrem Ohr. »Hebe jetzt deine rechte Hand. Die Rechte!« Ida folgte und berührte eine Klinke. Der Ring an ihrer Hand

summte leise. Ida atmete erschreckt ein und drückte die Klinke nieder. Die Tür schwang lautlos auf. Zitternd in einem kühlen Lufthauch stand Ida vor dem Zimmer und wandte unruhig den Kopf von einer Seite zur anderen.

»Und nun?«, fragte sie den Vogel. Die Krähe sprang mit einem wütenden Schrei von ihrer Schulter, und Ida hörte, wie sie sich entfernte. Mit einem ergebenen Seufzer tastete sie sich an der Wand entlang, bis ihr Fuß ins Leere trat. Vorsichtig schob sie ihn voran und berührte eine Treppenstufe. Sie legte ihre Hand auf das Geländer und stieg leise hinab, immer gewahr, dass sie jeden Moment entdeckt und wieder in ihr Zimmer gesperrt werden würde.

Sie erreichte glücklich das Ende der Treppe und berührte nach wenigen Schritten eine Tür. Ihre Finger schlossen sich um den Türknauf und drehten ihn. Sie trat vor die Tür. Kühle Luft fächelte ihr Gesicht. Sie atmete tief ein und ging einen Schritt vor. Ihr Fuß stieß hart gegen ein Hindernis. Sie tastete danach und erkannte verblüfft die unterste Stufe einer Treppe, die sie emporzusteigen begann. Auf dem ersten Absatz glitten ihre Finger über eine weitere Tür, die sie öffnete. Nach einigen Schritten stieß sie unsanft mit dem Schienbein gegen ein Bett. Ida schnaufte erschreckt und setzte sich darauf nieder. Sie berührte den Bettpfosten und das Kissen und erkannte resigniert, dass sie wieder in ihrem Zimmer angelangt war.

»Auf«, flüsterte es in ihrem Kopf. Wieder ging sie zur Tür hinaus und wandte sich dieses Mal zur anderen Seite. Langsam und unsicher stieg sie die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatz begann ein kurzer Gang, der um eine Ecke führte und an einer Tür endete. Ida öffnete sie, ohne sich weiter Gedanken um ihre Entdeckung zu machen. Das Zimmer dahinter war voller Gerümpel und führte nirgendwohin. Ida schloss die Tür und stand unschlüssig auf dem Treppenabsatz. Dann stieg sie entschlossen wieder hinab, bis sie erneut die vermeintliche Eingangstür erreichte. Sie öffnete sie beherzt und fiel über die erste Stufe der Treppe.

Irgendwann hatte sie aufgegeben, die Tür zu dem Zimmer am Ende der Treppe hinter sich geschlossen und entschieden, hier zu warten, bis man sie fand. Bis Eddy sie fand. Fröstelnd trotz der warmen, dumpfen Luft schlang sie die Arme eng um den Leib. Sie hatte sich auf das schmale Bett gesetzt, das zwischen all dem Gerümpel stand, und irgendwann war sie eingeschlafen und von seltsamen Träumen genarrt worden.

Die Türangeln knarrten leise, und ein sachter Luftzug wehte her-

ein. Ida seufzte und griff Halt suchend nach dem Lederbeutel, in dem sie den tröstlichen Schlag der Herzen spüren konnte.

»Ida?« Schritte näherten sich. Das Bettgestell quietschte leise und die staubige Matratze sank tiefer, als Eddy sich neben sie setzte. »Was treibst du hier?«, fragte sie leichthin. Ida hob die Schultern und schwieg. »He«, sagte Eddy sanft und stupste sie an. Ida wandte ihr das Gesicht zu.

»Ich weiß, was du willst«, sagte sie leise. »Aber ich gebe sie dir nicht freiwillig, du musst sie mir nehmen.«

Eddy schwieg. Ida tastete nach ihrer Hand, und ihre Ringe berührten sich mit einem leisen Singen. Eddy riss mit einem Aufschrei ihre Hand weg. »Ida«, sagte sie mit mühsam verhehltem Zorn. »Sei vernünftig. Ich will dir nicht weh tun, das weißt du doch. Wenn du uns freiwillig hilfst, dann geschieht dir nichts, im Gegenteil. Du bist schließlich meine Schwester!«

Ida senkte den Kopf. »Nimmst du mir den Verband ab? Bitte, Eddy. Ich möchte wenigstens sehen, was mit mir geschieht.« Wieder berührte sie die Hand ihrer Schwester. Dieses Mal ließ Eddy es zu, aber Ida fühlte deutlich, welche Mühe es sie kostete. Idas Berührung schien ihr unangenehm, wenn nicht sogar abscheulich zu sein.

»Ich kann dir den Verband nicht abnehmen«, sagte sie kühl. »Großmutter wünscht, dass deine Augen verbunden bleiben. Es heilt sonst ...«

»Das ist doch dummes Zeug«, unterbrach Ida sie müde. »Ihr wollt mich ohnehin töten, was soll dann das Gerede von Heilung? Nein, Eddy, das Einzige, was die Schwarze Hexe sich davon verspricht, ist meine Blendung. Sie fürchtet meinen zweiten Blick, nichts anderes. Sie fürchtet, dass ich erkenne, welch Ungeheuer sie in Wirklichkeit ist! Sie hat dich mit ihrem Bann belegt, begreifst du das denn wirklich nicht?«

»Du redest irre«, wehrte Eddy unwirsch ab. »Ich bin vollkommen in Ordnung, Ida. Aber ich muss zugeben, dass ich beginne, an deinem Geisteszustand zu zweifeln!« Sie entzog Ida heftig ihre Hand und stand auf. »Kommst du freiwillig mit mir oder nicht?« Ihre Stimme ließ keinen Zweifel daran, was andernfalls geschehen würde.

Ida biss sich auf die Lippen und nickte ergeben. »Ich habe keine Wahl.« Sie stand auf. »Gehen wir also.«

Eddy sog scharf die Luft ein. »Was hast du?«, fragte Ida. Ihr geschärftes Gehör vermittelte ihr das feine Geräusch von Fingern, die über eine glatte Oberfläche wischten.

»Dieser alte Spiegel«, antwortete Eddy beunruhigt. »Ich dachte, ich hätte eine Bewegung darin gesehen. Eine Gestalt. Nicht dich oder mich, eine Fremde.«

»Eine schwarze Frau«, sagte Ida hoffnungsvoll. »Die Krähe, Eddy?«

Ihre Schwester nahm sie schweigend beim Ellbogen und schob sie zur Tür. »Du und deine Krähen«, sagte sie, als sie um die Ecke des Ganges bogen. »Was hast du nur immer damit? Es gibt hier keine Vögel.« Ida seufzte und hob die Schultern. »Achtung, hier fängt die Treppe an«, warnte Eddy. Ida tastete nach dem Geländer. Sie stiegen langsam abwärts.

»Wo bringst du mich hin?«, fragte Ida nach einer langen Zeit verwirrt und blieb stehen. Der Abstieg dauerte schon viel länger als bei jedem vorherigen Mal, das sie diese Treppe hinauf- oder hinabgestiegen war. Hatte sie in ihrer Blindheit einen Treppenabsatz verfehlt und war deshalb immer wieder vor ihrer eigenen Zimmertür gelandet?

Eddy antwortete nicht. Der Druck ihrer Hand um Idas Arm verstärkte sich. »Geh schon weiter«, sagte sie nach einer Weile mürrisch. »Du schleichst ja wie eine Schnecke, Ida.«

Ida schluckte schwer und setzte vorsichtig ihren Fuß auf die nächste Stufe. Das Geländer unter ihrer Hand schien sich leicht zu erwärmen. Sie gingen stumm weiter. »Ach«, rief Ida plötzlich erschreckt aus. Ihr tastender Fuß hatte etwas Weiches berührt, das sich unangenehm lebendig anfühlte. Sie zog den Fuß hastig zurück und klammerte sich an das warme Holz des Geländers.

»Höllengeheiß!«, fluchte Eddy, die hart gegen sie geprallt war. »Was ist denn jetzt schon wieder? Du machst mich rasend, Ida!«

Ida schob sich langsam wieder eine Stufe empor. »Da ist etwas«, sagte sie um Ruhe bemüht. »Ich bin auf etwas getreten, Eddy.« Ihre Schwester brummte und beugte sich an ihr vorbei. Dann fühlte sie wieder die kühle Hand in ihrem Rücken, die sie vorwärts schob. Sie stolperte eine Stufe abwärts und fing sich ab.

»Nichts ist da, Angstphase«, knurrte Eddy. »Geh weiter, ich bitte dich. Wir haben schließlich nicht die ganze Nacht Zeit.«

Ida schluckte ihren Protest hinunter und gehorchte. Ihre Füße traten auf widerlich weichen, schwankenden Boden, der sanft unter ihr pulsierte. Sie schrie auf und lehnte sich zurück. Ihre Hände griffen nach dem Treppengeländer, das sich zu bewegen begann. Es wand sich träge unter ihren Fingern, und Ida riss die Hände mit einem Auf-

schrei fort.

»Ida!«, erklang die gereizte Stimme Eddys an ihrem Ohr. »Verdammt, geh weiter!«

Ida schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst, Eddy«, flehte sie. »Nimm mir die Binde ab, ich bitte dich. Ich will sehen, wohin ich gehe!« Eddy griff unerbittlich nach ihrem Arm und schob sie vorwärts, abwärts. Ida wehrte sich, schluchzend vor Panik, aber der grausam harte Griff ließ ihr keine Wahl. »Eddy!«, beschwor sie ihre Schwester. Das Weiche unter ihren Füßen erwärmte sich langsam. Bald war es, als wate sie durch knöcheltiefen, schmierig warmen Schlamm, der leise vor sich hinblubberte. Ihre Hand streifte das schwammig weiche, heiße Etwas, in das sich das Treppengeländer verwandelt hatte. Ida schüttelte sich vor Ekel und schlang die Arme eng und schützend um ihren Körper.

»Wohin bringst du mich?«, fragte sie erneut mit zusammengebißenen Zähnen, ihre Panik nur mühsam niederringend. »Ich gehe keinen Schritt weiter, wenn du mir nicht endlich sagst ...«

Ein grober Stoß traf sie zwischen die Schulterblätter und ließ sie weitertaumeln. Die Luft roch nach Fäulnis und Verwesung und wurde mit jeder Sekunde heißer. Jeder Atemzug trug flüssiges Feuer in ihre Lungen. »Eddy«, schrie Ida entsetzt und schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann nicht weitergehen! Ich kann nicht!« Sie sank in die Knie. Eine schuppige, eiskalte Hand kratzte über ihr Gesicht und krallte sich schmerzhaft in ihre Schulter, um sie hochzureißen.

»Geh«, zischte flüsternd eine dämonische Stimme. »Geh weiter, Ida! Die Klauen bohrten sich tief in ihr Fleisch. Ida schrie vor Schmerz und trat vorwärts, um dem grausamen Griff zu entgehen. Eine Flammenwand wuchs sengend und brausend vor ihr empor.

»Ich kann nicht«, stöhnte sie. »Eddy, ich werde verbrennen!«

»Geh weiter!« Die grässliche Stimme bohrte sich in ihren Geist und zerfetzte ihn. »Vorwärts!«

Ida hob die Hände und trat mit Todesverachtung in das Feuer.

Nach einer unmessbaren Zeit des totenähnlichen Schlafes kehrte ihr Bewusstsein zurück, furchtsam und vorsichtig, als wolle es vermeiden, sie allzu sehr zu erschrecken. Sie regte ungläubig die Finger, voller Verwunderung, dass sie noch Finger besaß, die sie bewegen konnte, und berührte damit den feinen, erstaunlich warmen Staub, in dem sie lag.

»Ich bin verbrannt«, sagte sie heiser. Auf ihrer Zunge lag der Ge-

schmack von Asche und Rauch. Immer noch nicht davon überzeugt, dass ihr Körper nicht in dem Feuer verglüht war, tastete sie über ihre Brust, fühlte den Stoff ihrer Kleidung und das Lederbeutelchen mit den beiden sanft und regelmäßig schlagenden Herzen und fasste dann nach der Augenbinde, die sie immer noch unbarmherzig blendete.

»Ich bin verbrannt«, wiederholte sie lauter und beinahe trotzig. Ein klingelndes Lachen ließ sie zusammenzucken und heftig an ihrer Augenbinde reißen.

»Dafür, dass du verbrannt bist, siehst du aber noch erstaunlich solide aus«, sagte die helle Stimme vergnügt. »Lass dich mal anfassen.« Jemand berührte ihren bloßen Fuß und schickte ein sengendes Prickeln durch ihre Nerven. Ida schrie erschreckt auf und zog den Fuß von der flammenden Berührung fort.

»Siehst du?«, kicherte die Stimme. »Du bist immer noch ganz.«

»Fiamma«, erkannte Ida erleichtert und erstaunt die Besitzerin der Stimme. »Fi, wo sind wir hier?« Es roch ganz zart nach Feuer. Ein heißer Luftzug traf Idas Wange und ließ sie zurückzucken.

»Keine Ahnung«, sagte die Feuerelfe nach einer Weile atemlos. Sie ließ sich neben Ida in den Staub plumpsen. Mit einem leisen Zischen erloschen ihre Flügel. »Ich habe einen kleinen Rundflug gemacht, aber mir kommt hier nichts bekannt vor.«

Ida zischte vor Ungeduld durch die Zähne. »Fi, du musst doch irgendwie hierher gelangt sein. Wo sind wir also?«

Die Elfe lachte. »Weiß ich wirklich nicht«, erwiderte sie vergnügt. »Kann sein, dass das ein Trick von Ter'garann ist. Das Feuerherz ist unberechenbar, gerade für uns Elfen. Ich war eben noch bei meiner Großmutter und habe ihr die Haare gekämmt, und im nächsten Augenblick war ich hier – wo immer hier ist. Sag mal, warum hast du dir die Augen verbunden? Spielst du Blindekuh?«

Ida musste wider Willen lachen. »Könnte man so sagen. Allerdings mache ich das nicht ganz freiwillig. Fi, meinst du, du schaffst es, mir den Verband abzunehmen?« Wieder flammten hörbar die Flügel der kleinen Elfe auf. Ida roch deutlich das brenzlige Aroma, als Fiamma ihren Kopf zu umflattern begann, und spürte, wie die winzigen Funken knisternd auf sie niederfielen und mit einem beinahe unhörbaren Zischen verloschen. Etwas zerrte an dem Verband. In Idas Nase stieg der scharfe Geruch von versengtem Haar.

»Entschuldigung«, sagte die Elfe atemlos. »Ich hab dich ein bisschen angekohlt, Ida. Ich weiß nicht, woraus dieser Stoff gemacht ist,

aber er scheint feuerfest zu sein, und ich kann nicht sehen, wie er an dir befestigt ist. Tut mir leid, ich bekomme ihn nicht ab.«

Ida hob resigniert die Schultern. »Macht nichts, Fiamma. Ich habe auch nicht wirklich damit gerechnet.« Sie stand unsicher auf und klopfte sich den Staub ab.

»Alles voller Asche«, sagte Fiamma beinahe ehrfürchtig. »Das muss wirklich ein tolles Feuer gewesen sein. Kein Wunder, dass du dachtest, du seist verbrannt. Ewig schade, dass ich das nicht gesehen habe!« Ihre Stimme klang neidisch.

»Fi, beschreibe mir bitte, wie es hier aussieht.«

»Wir sind in einem leeren Saal, der aussieht wie ein verrückter Garten«, begann die Elfe zögernd. »Unter der Asche ist Stein, glaube ich. In der Mitte ist ein Thron oder so was. Er steht erhöht. Es ist ein seltsames Licht hier, fast wie Mondlicht, aber irgendwie grau. Nicht sehr gemütlich ist das hier, Ida. Sollen wir nicht lieber woanders hingehen?«

»Gibt es eine Tür?«

Es folgte eine längere Pause. Ida hörte das leise Schwirren der davonfliegenden Feuerelfe. Dann rief ihre hohe Stimme aus der Entfernung: »Das finde ich aber ulkig, Ida. Ich habe noch nie ein Zimmer ohne Türen gesehen. Das ist doch unpraktisch!«

Ida lachte auf und ging durch die beinahe knöchelhohe feine Asche, die den ganzen Boden bedeckte, auf Fiamma zu. »Keine Tür?«

»Keine Tür«, antwortete die Elfe und schwirrte neben ihr her. »So ein dummer Baumeister. Wahrscheinlich baut er auch Häuser ohne Dach.«

»Wahrscheinlich«, stimmte Ida geistesabwesend zu. Sie lehnte sich nachdenklich gegen eine Wand und kaute an ihrem Daumnagel. »Ich fange es ganz verkehrt an«, sagte sie nach einer Weile nachdenklich.

»Wie meinst du das?«, fragte die kleine Elfe neugierig.

Ida seufzte und hockte sich neben Fiamma. Ihre Finger zogen Furchen in die weiche Asche. Dann griff sie nach dem Lederbeutel und zog ihn über den Kopf. Sie öffnete die Verschnürung und schüttelte die Herzen in ihren Schoß.

»Oh«, flüsterte Fiamma entzückt. Ida lächelte und strich mit den Fingern über die filigranen Verzierungen der Kleinodien. Es rauschte leise, und ein Luftzug fächelte Idas Wangen. »Oh«, wiederholte Fiamma etwas lauter und erfreut.

»Wer ist es?«, fragte Ida gedankenverloren. Ihre Hände berührten

sanft die Herzen, die in ihrem Schoß lagen.

»Ein Vogel«, antwortete Fiamma atemlos. »Eine große Eule. Ganz weiß, Ida!«

Ida lächelte wieder und hob ihr Gesicht. Erneut erklang das sanfte Rauschen, dann senkte sich ein Gewicht auf ihr Knie. Kräftige Klauen umfassten behutsam ihr Bein. Ida hob vorsichtig eine Hand und berührte das Federkleid der Schnee-Eule, die sie zum Kristallpalast geführt hatte. »Danke«, sagte sie leise. Die Eule berührte sacht ihre Handfläche mit ihrem scharfen Schnabel und flog wieder auf.

»Sie sitzt auf dem Thron«, berichtete Fiamma. »Sie sieht hierher, Ida. Oh, was für schöne Augen sie hat! Violett wie der Nachthimmel.«

Ida nickte stumm. Sie umschloss die Herzen mit beiden Händen und stand auf. Mit sicheren Schritten ging sie zum Thron und blieb neben der Eule stehen. Der weiße Vogel blinzelte langsam und wandte den Kopf zur Seite. Fiamma sprang neben ihm auf die Lehne des Throns und klatschte lachend in die Hände, dass Funken aufstoben. Ida stand hoch aufgerichtet neben ihnen, die Hände ausgestreckt und den Kopf stolz erhoben.

»Ich bin bereit«, sagte sie laut und kämpferisch. »Kommt und holt mich.«

Lange stand Ida da, die rot und blau funkelnde Pracht der beiden Herzen in ihren ruhigen Händen. Reglos warteten die Feuerelfe und die Schnee-Eule an ihrer Seite. Die Wände des Saales schienen langsam näher zu kriechen, während das graue Licht nach und nach verdämmerte. Ida regte keinen Muskel, nur ihre Brust hob und senkte sich im langsamen Rhythmus ihres Atems. Die weiße Binde über ihren Augen glänzte gespenstisch im grauen Zwielicht, und der Ring an ihrer Hand sandte einen matten grünlichen Schein aus. Fiamma regte unbehaglich ihre erloschenen Flügel. Ein winziger Funke stob durch die Luft. Die weißen Federn der Eule schimmerten im Dämmerlicht wie frisch gefallener Schnee. Sie wandte den Kopf mit den riesigen Augen und öffnete den mächtigen, gekrümmten Schnabel, um einen leisen Warnlaut auszustoßen.

Im tiefen Schatten hinter dem hohen Thronsessel regte sich etwas. Eine hoch gewachsene Gestalt trat aus der Schwärze und blieb schweigend auf der anderen Seite des Thrones stehen. Das graue Zwielicht schimmerte auf hell-dunklem Haar und verlieh dem Kopf

eine matte Aureole, die das Gesicht im Dunkel ließ. Ida schloss langsam die Finger um die Kleinodien und hielt den Atem an.

»Da bist du, Schwarze Hexe«, sagte sie gefasst. »Komm, zeig mir deine Macht, nimm mir meine Schützlinge, wenn du es kannst.« Die schweigende Gestalt bewegte sich, und ein schwacher silberner Schein ging von ihrer Hand aus. Ida lächelte freudlos. »Aber das kannst du nicht, nicht wahr?«, fuhr sie gedämpft fort. »Du kannst mir Ter'samas und Ter'garann nicht gegen meinen Willen nehmen.« Sie hob trotzig den Kopf und wandte ihre geblendeten Augen der dunklen Gestalt zu. »Lass mich gehen, Hexe. Lass Eddy und mich frei. Wir nützen dir nicht, aber wenn du uns unbeschadet gehen lässt, verspreche ich dir, dass wir dir auch nicht schaden werden.«

Ein leises Geräusch ließ sie innehalten. Die Gestalt neben dem Thron hatte einen Schritt auf sie zugetan. Sie stand nun in dem schmalen Streifen Licht, der durch einen der Laubgänge fiel, und sah Ida an. Fiamma seufzte erschreckt und rief: »Ida, das ist nicht ...«

Die kleine Feuerelfe konnte ihren Satz nicht vollenden, weil die hoch gewachsene Gestalt befehlend ihre Hand hob. Es blitzte grünlich und blendend, und die Elfe war fort. Nur ein kleiner Funken-schauer kennzeichnete die Stelle, an der sie gestanden hatte. Ida zuckte zurück und rief angstvoll nach ihrer Freundin, aber nur das Echo ihrer eigenen Stimme antwortete ihr. Die unheimliche Gestalt trat lautlos näher und legte eine kalte Hand um Idas Handgelenk. Ida schrie erschreckt auf und riss sich los. Die Schnee-Eule flog auf und ließ sich auf Idas Schulter nieder. Als die dunkle Frau Anstalten machte, Ida zu berühren, hackte die Eule nach ihr. Die Hexe lachte leise und zischelnd und hob erneut mit einer scharfen Geste die Hand. Wieder flammte der grünlich-blasse Blitz auf, und eine kleine Explosion ertönte. Weicher, kalter Schnee fiel auf Idas Schulter.

Die Hexe lachte hässlich und deutete auf Ida, die wehrlos gegen den Zauber an ihrem Platz erstarrte. Die andere packte die Herzen mit ihren kalten Händen und nahm sie aus den kraftlosen Fingern. »Du hast dich geirrt«, sagte die Magierin sanft und höhnisch. »Die Herzen gehören allein der, die sie beherrschen kann. Deine Aufgabe ist nun erfüllt. Schlaf jetzt deinen letzten Schlaf, Ida.«

Sie hob die linke Hand, an der ein schmaler Silberring grünlich schimmerte, und berührte Idas verbundene Augen. Die Binde glomm auf und verschwand. Hilflos stand Ida da und sah in die erbarmungslosen Augen der Magierin. Ihre Sicht verschwamm, und sie blinzelte die aufschießenden Tränen fort.

»Bitte, gib mir die Herzen zurück«, flehte sie. »Es schmerzt so sehr. Bitte, Eddy. Ich werde sterben!«

Ihre Schwester hob ablehnend den Kopf. Die goldfarbenen Augen schimmerten kalt. »Die Herzen gehören uns«, sagte sie mit einer Stimme, deren metallischer Klang von keinerlei Mitgefühl erweicht wurde. »Du hast dich geweigert, uns zu helfen. Ter'nyoss duldet keinen Widerstand, Ida.«

Das leblose Gesicht vor Ida schien einer Fremden zu gehören. »Löse den Bann, der mich hält«, bat sie entmutigt. »Ich möchte nicht sterben wie eine Fliege im Bernstein. Das zumindest solltest du mir gewähren, Ter'nyoss.«

Ihre Schwester zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Meinetwegen.« Sie hob befehlend die Linke. Ida seufzte erleichtert und rieb sich ihre Arme, die unangenehm prickelten. Eddy wandte sich groß ab, und ihre Gestalt begann seltsam zu verschwimmen.

»Warte doch«, rief Ida erschreckt. Der ziehende, brennende Schmerz der Trennung begann, durch ihren Körper zu flammen. »Eddy, warte! Sag mir Lebewohl, meine Schwester. Wir werden uns nie wieder sehen.«

Die andere zögerte, und ihre zerfließenden Konturen verfestigten sich erneut. »Was bezweckst du damit?«, fragte sie unwillig. »Du bedeutest Ter'nyoss nichts. Lass uns gehen, Ida.«

»Bleib«, sagte Ida fest. Sie schloss die Augen und fuhr hastig fort: »Du solltest den Anstand besitzen, meinen Tod abzuwarten. Das zumindest bist du mir schuldig, Ter'nyoss, Herz des Todes. Ich habe deine Schwestern gehütet, vergiß das nicht. Gibt mir das nicht das Recht, in deinen Armen zu sterben?«

Eddy drehte sich widerstrebend zu ihr um. Idas innere Sicht zeigte ihr das wahre Gesicht des dunklen Wesens, in das ihre Schwester sich verwandelt hatte, und sie schauderte. Der Schmerz, der sie mit eisernen Klauen gepackt hielt, verstärkte sich erneut, und sie stöhnte unterdrückt auf.

»Es dauert sicher nicht lange«, brachte sie zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen hervor. Ihre Muskeln versagten ihr den Dienst, und sie sank zu Boden. »Bleib bei mir, Ter'nyoss, und halte mich fest, dann wird es noch schneller gehen.«

Die schlanke Gestalt ihrer Schwester kniete sich neben sie, und ihre kräftigen Arme legten sich mit steinerner Kälte um Idas Schultern. »Beeile dich«, sagte die gefühllose Stimme. »Die Zeremonie zur Erweckung Ter'terkrins kann nicht mehr lange aufgeschoben wer-

den.«

Ida stöhnte und krümmte sich zusammen. Ein dunkler Schatten flatterte hinter dem Rücken ihrer Schwester auf und begann über ihren Köpfen zu kreisen. Lautes Krächzen erklang. Ida hob das Gesicht empor und schloss erneut die Augen. »Sei begrüßt, Sturmkrähe«, sagte sie schwach. »Bist du gekommen, um mich zu begleiten, Botin des Todes?«

Eddy blickte hastig auf. Die große Krähe zog stumm ihre Kreise durch den düsteren Saal. Idas Brust hob sich in einem Ansturm des Schmerzes, und sie griff unwillkürlich nach der Hand ihrer Schwester. Die Silberringe berührten sich summend und gleißten blendend auf. »Nein«, rief Eddy und versuchte, den Griff zu lösen.

Ida krallte ihre Hand um die kalten Finger und atmete scharf aus. »Ah«, sagte sie unwillkürlich. Ihre vor Schmerz weißen Lippen verzogen sich zu einem krampfhaften Lächeln. »Ah«, wiederholte sie stauend, und die seltsame Freude in ihrer Stimme ließ Eddy innehalten. Sie hörte auf, sich gegen den Griff zu wehren und blickte ihre Schwester verwirrt an.

»Was ...«, begann sie und stockte. Der gleißend grüne Glanz der Ringe verstärkte sich immer mehr. Eddy schloss schmerzhaft geblendet die Augen. Ida lächelte und drängte sich enger an den widerstrebenden Körper ihrer Schwester. »Nein!« Eddy wehrte sich schwach und vergeblich. »Nein!«

Der klägliche Schrei verhallte gespenstisch. Dunkel und still lag die Gestalt am Boden. Der grüne Glanz verblasste zu einem matten, sanft pulsierenden Schimmer. Das laute Schlagen der Krähenflügel war der einzige Laut in der Stille. Der große Vogel krächzte triumphierend und landete neben der reglosen Gestalt. Ein scharfer Schnabel pickte schmerzhaft in eine schlaffe Hand.

Die Gestalt regte sich und wehrte schwach den Angriff der Krähe ab. »Nicht, Jinx«, sagte eine matte Stimme. »Hör auf, ich bin wach.« Sie legte die Hände auf den aschebedeckten Boden und stemmte sich empor. Ihre Finger fuhrten achtlos durch das bleiche Gesicht und hinterließen schwarze Streifen auf der Haut. »Ach«, sagte sie mit schwerer Zunge. Goldene Augen öffneten sich blinzeln. Die Krähe krächzte auffordernd und hüpfte ein paar Schritte fort.

»Ich komme ja«, murmelte die Frau und stand mühsam auf. Sie taumelte und griff Halt suchend nach dem Thronsessel. »Was ist nur mit mir?«

Die Krähe lachte leise. »Such nach der Tür«, sagte sie. »Wir wer-

den jeden Moment Besuch bekommen. Es wäre ratsam, den Ausgang zu kennen.«

»Was ist das?« Ratlos blickte die große Frau auf ihre Hände nieder. Rot und blau und grün und braun blitzte es von ihren Handflächen.

»Trödele nicht herum«, zischte die Krähe. Ihre Füße kratzten ungeduldig über den Stein. Sie hob die Schwingen und flatterte auf die Lehne des Throns. »Wo ist die Tür?«

»Hier«, sagte eine weiche Stimme. »Hier ist die Tür, du fliegende Ratte! Du hast lange gebraucht, um in meine Festung einzudringen. Aber nun ist es zu spät. Hebe dich fort!«

Die Krähe krächzte laut und flog auf. Ihre schwarze Gestalt verschwand in den tiefen Schatten des niedrigen Daches. Das unheilvolle Funkeln des Schwarzen Herzens schimmerte im Schatten des Throns. Die weiß gekleidete Frau schritt vor und ließ sich geschmeidig in den Sitz gleiten. Ihre schmalen Hände glitten liebkosend über die strengen Lehnen und blieben entspannt darauf liegen. »Das hast du sehr gut gemacht, meine Kleine«, sagte die Hexe sanft. Ihre Augen glitzerten im Schatten und spiegelten das vielfarbige Funkeln der Herzen. »Gib sie mir jetzt. Ter'nyoss wartet schon ungeduldig auf die Zeremonie.«

Die Jüngere rührte sich nicht. Versunken sah sie auf die vier Herzen in ihren Händen nieder, ein seltsames Strahlen in ihren wandelbaren Augen.

»Was ist?«, fragte die alte Hexe ungeduldig. »Eddy, gib mir die Herzen!«

Die junge Frau hob den Kopf und sah die Ältere mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen an. »AnidA«, sagte sie sanft. »Ich bin AnidA.«

Die schwarze Hexe lehnte entspannt im Thronsessel, die Finger nachdenklich vor dem Mund gefaltet. »Das ist erstaunlich«, sagte sie milde belustigt. »Damit habe ich allerdings nicht gerechnet, meine Enkelin.« Ein glucksendes Lachen kam von ihren Lippen. Dann streckte sie fordernd die Hand aus. »Gib mir die Herzen«, sagte sie scharf. »Vergiß nicht: Ich bin die Herrin von Ter'nyoss. Ich befehle dem Tode!«

Die junge Frau schüttelte sacht den Kopf. »Du irrst dich, Großmutter. Du hast Ter'nyoss ihrer rechtmäßigen Hüterin gestohlen, und nun lässt sie dich glauben, sie zu beherrschen. Aber sie ist schon zu

lange bei dir und lenkt deine Schritte. Das Herz des Todes verschlingt alle, die sich ihm zu nähern wagen. Glaube mir, Elaina, auch du wirst nicht verschont werden. Ter'nyoss wird die Herzen und dich vernichten.«

Die alte Frau legte den Kopf in den Nacken und lachte böse. »Dummes Kind«, zischte sie und stand auf. »Du glaubst, uns widerstehen zu können? Gib uns, was uns gehört!«

AnidA trat einen Schritt zurück und hob die Hände. Die Herzen strahlten auf. Der gleißende, vielfarbige Feuerball in ihren Händen wuchs und wurde heller. Seine Farben wirbelten umeinander, glänzten und sprühten. Farbige Reflexe tanzten über die Wände des Saales und ließen die Schatten erschimmern. Heller und größer wurde der feurige Ball, umschloss die Arme der Frau, wuchs weiter, blähte sich auf, sog die Gestalt seiner Trägerin in sich auf. Die wirbelnde Feuersäule streckte sich bis zur Decke des Saales und erstrahlte endlich in einem blendenden Weiß.

Die schwarze Magierin schrie vor Wut und griff nach dem Amulett auf ihrer Brust. Ter'nyoss sprang in ihre Hand und explodierte zu tödlichem Schwarz. Grünlich schimmernde dunkle Tentakel streckten sich aus und umschlangen die Hexe. Schwarz und bedrohlich wuchs das sich schlängelnde Gewirr empor und glitt auf die tanzende, wirbelnde Feuersäule zu. Finstere Schatten krochen an dem strahlenden Weiß empor und versuchten es zu ersticken und zu verschlingen. Die Feuersäule wand sich und dehnte sich noch weiter aus, bis die dunklen Tentakel haltlos von ihr abfielen und die schwarze Masse sich zu einem festen Ball zusammenzog. Dunkelheit und Licht belauerten sich reglos.

Das strahlende Feuer sank zusammen und formte eine menschliche Gestalt. Wie zur Antwort dehnte der schwarze Ball sich aus und imitierte spöttisch die feurige Gestalt.

Das Licht wurde dunkler, weniger strahlend, weniger heiß. Farben kehrten zurück, malten dreifarbiges Haar und helle Haut. Wechselhafte Augen öffneten sich, und eine Hand streckte sich aus. Weißes Licht strahlte von dem Herzen der Welt in ihrer Handfläche, blendete den weit offenen Blick und spiegelte sich in den Pupillen.

Die dunkle Gestalt lachte laut und triumphierend. Weiße Gewänder schimmerten, und das schwarz-grünlich schillernde Amulett blitzte höhnisch. »Ter'terkrin, endlich!«, rief die Schwarze Magierin und streckte gierig die Hand nach dem Herzen der Welt aus, das klar und funkelnd in der Handfläche der jungen Frau lag. Ein lautloser Blitz

blendete auf und ließ die Hexe zurückfahren.

»Du wählst den Kampf?«, zischte Elaina erbost. »Hüte dich, Ter'terkrin. Deine Schwester ist weit mächtiger als du, und ich bin ihre Meisterin. Ergib dich uns, Herz der Welt. Die armselige, schwache Kreatur, die dich hütet, kann uns nicht widerstehen!«

AnidA lächelte sanft. Wieder rauschten starke Flügel, und die große Krähe landete weich auf ihrer Schulter. Spöttische schwarze Augen musterten die alte Magierin. Die Krähe öffnete den scharfen Schnabel und krächzte boshaft.

Elaina hob die Hand, die Ter'nyoss hielt. Eine schwarz glühende Wolke breitete sich aus und hüllte das Schmuckstück in der Hand der Magierin ein. Dunkle Blitze fuhren aus der Wolke und bedrohten die ruhig dastehende AnidA. Die junge Frau hob den Kopf und schloss ihre Augen. »Ah«, sagte sie leise. Sie breitete einladend die Arme aus und wartete. Die Blitze aus schwarzem Feuer zuckten höhnisch drohend auf ihre Brust zu und verharrten.

»Gib auf«, rief Elaina lockend. »Du hast so lange geschlafen, freue dich jetzt über dein Erwachen. Du willst doch nicht vernichtet werden, Ter'terkrin. Gib dich in meine Hand, und wir werden gemeinsam über die Welten herrschen. Deine Schwester wartet auf dich, Herz des Lichtes.«

Der helle Glanz des Kleinods verstärkte sich freudig. AnidA wartete, den Kopf zurückgelegt, mit vertrauensvoller, friedlicher Miene. Die schwarze Glut breitete sich aus und hüllte die junge Frau mit ihrem kostbaren Schatz in seine alles verschlingende Finsternis ein. Das Licht erlosch und tiefe Dunkelheit erfüllte den Saal. Elaina lachte laut und erregt, den Triumph vor Augen. Die Krähe krächzte, und das Schlagen ihrer Schwingen war in der Dunkelheit zu vernehmen.

Dann war es still. Wirbelnde Dunkelheit füllte die Luft, vielfarbige Funken sprühten durch die Finsternis, und ein sanftes Brausen erhob sich. Matt glühend schimmerte Ter'terkrin durch die Schwärze, flammte auf, durchdrang das Dunkel. Elaina schrie entsetzt und enttäuscht auf.

»Ter'nyoss, zeige deine Stärke! Deine Herrin befiehlt es dir!«

Das Licht loderte heller und strahlender als zuvor, zerteilte die Finsternis, vertrieb die zerfasernde Dunkelheit aus dem Saal. AnidA war zu Boden gesunken, die Finger fest um das flammende Kleinod geschlossen, dessen Licht mühelos ihr Fleisch durchdrang, und es wie klares Glas erscheinen ließ. Flatternde Schwingen durchteilten die Luft. Die Schwarze Magierin stöhnte und sank in die Knie. Auf ihrer

Hand saß die Krähe, eine Kralle um Ter'nyoss gelegt, und starrte in ihre matt gewordenen goldenen Augen.

»Meine alte Feindin«, flüsterte Elaina. »Du hast mich endlich doch gefunden. Verschone mich, dunkle Botin des Todes.«

Die Krähe öffnete weit den Schnabel und gab einen Schrei von sich, der die Mauern der Zitadelle erschütterte. Ter'nyoss glühte schwach auf und verlosch. Der schwarze Vogel schloss seine Krallen und sprang empor, das Herz des Todes mit sich nehmend.

»Nein!«, schrie Elaina in Todesangst. Sie streckte die Hände aus, um die Krähe zurückzuhalten, aber der Vogel hatte sich schon weit emporgeschwungen und kreiste lachend hoch über ihrem Kopf.

»Es ist vorbei«, rief die Krähe krächzend. »Ter'nyoss ist wieder bei ihrer rechtmäßigen Hüterin. Wir sehen uns niemals wieder, Magierin.« Sie schlug heftig mit den Flügeln und verschwand im Dunkel des Gebälks. Das Flügelrauschen verklang in weiter Ferne.

»Nein!«, wiederholte die Schwarze Magierin wimmernd. Sie schlug die Hände vors Gesicht und kauerte sich vor dem Thron zusammen.

AnidA regte sich sacht. Ihre geschlossene Faust öffnete sich wie eine Blütenknospe und entließ das Herz der Welt, das sanft zu Boden rollte. Strahlend und klar wie ein herabgefallener Stern lag es in der Asche und verwandelte sie in Diamantenstaub. Die Lider der jungen Frau zitterten leise. Sie seufzte und öffnete die Augen, die so klar und strahlend schienen wie das Licht, das Ter'terkrin aussandte. Ohne hinzusehen, ergriff sie das Herz der Welt und stand auf. Sie kniete sich neben die Magierin, die zusammengesunken neben dem Thron hockte.

»Großmutter«, sagte AnidA leise. Sie legte die Hand mit dem sanft glühenden Silberring auf die Schulter der alten Frau. Der Ring summete leise, und die Magierin schreckte hoch. Mit zerfurchtem Gesicht blickte sie verständnislos zu ihrer Enkelin hoch.

»Was?«, stammelte sie. »Was ist ...?« Sie versuchte, sich aufzusetzen, aber AnidA hielt sie zurück.

»Großmutter«, sagte sie geduldig. »Wo ist der Ausgang aus dem Labyrinth?«

Die Hexe schlug die bebenden Finger vor den Mund und krümmte sich vor Qual. »Ter'nyoss«, stöhnte sie. »Ter'nyoss!«

AnidA umarmte sie mitleidig. Der schmale Körper der alten Frau wand sich vor Schmerz. Ihr Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt, Speichel hing in den Mundwinkeln, und ihr Atem zischte durch die gebleckten Zähne.

»Die Tür«, fragte AnidA. »Großmutter, bitte! Wo ist die Tür?« Sie verlagerte ihren Griff um die Schultern der Magierin und berührte sie dabei mit dem Herzen der Welt, das sie immer noch in ihrer Hand hielt. Elaina schrie und bäumte sich heftig auf. Auf ihren blutig gebissenen Lippen stand rosiger Schaum. Ihre Augen verdrehten sich, und sie krallte ihre Finger tief in AnidAs Rücken. Mit einem krächzenden Seufzer schloss sie die Augen und wurde schlaff.

»Großmutter«, rief die junge Frau angstvoll. Das bleiche Gesicht der Schwarzen Magierin zeigte einen erstaunten Ausdruck. AnidA tastete nach ihrem Puls und neigte den Kopf, um ihren Atem zu spüren. »Großmutter«, wiederholte sie traurig. Sie ließ den leblosen Körper zu Boden sinken und schlug die Hände vors Gesicht.

Sie saß lange Zeit neben der Toten. Endlich hob ein tiefer Atemzug ihre Brust. Sie seufzte und stand auf. Mit geschlossenen Augen und Ter'terkrin in der Faust drehte sie sich suchend um ihre Achse.

»Wohin?«, fragte sie leise. »Wohin nur?«

Lauschend neigte sie den Kopf. Ein nahezu unhörbares Krächzen ließ sie herumfahren. »Dort entlang?«, flüsterte sie und tat einen zögernden Schritt, bevor sie mit steigender Sicherheit losging.

Dort entlang.

NACHBEMERKUNG

AnidA war mein zweites Buch, das das Licht der Welt im Jahr 2003. Der Roman wurde aufgrund seines Umfangs in zwei Teilen veröffentlicht.

Ich freue mich, „Anidas Prophezeiung“ und „Die Schwarze Zita-delle“ jetzt als eigene Publikation wieder all denen präsentieren zu dürfen, die mich in den letzten Jahren danach gefragt haben, ob diese Bücher nicht noch einmal verlegt werden.

Kommentare und Feedback sind herzlich willkommen!

susanne@susannegerdom.de

<http://www.susannegerdom.de>

E-BOOKS
Ebenfalls erhältlich:

Susanne Gerdom:

AnidA (der Sammelband)
Anidas Prophezeiung
Die Schwarze Zitadelle
Das Herz der Welt
Das große Rennen
Elbenzorn
Die Seele der Elben
Elidar - Magierin der Drachen
Projekt Armageddon
Der Nebelkönig
Æthermagie
Das Haus am Abgrund

Julian Frost:

Last Days on Earth

Frances G. Hill:

Ellorans Traum
Sturm im Elfenland
Drachenhaut

Franziska Hille:

Doppeltes Spiel
Toskanische Verführung
Calendar Girl

Copyright © 2012 Susanne Gerdom, Udem

All rights reserved.

Coverillustration © microcozm - Fotolia.com